

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 39.      November u. December 1893.      No. 11. u. 12.

---

## Ueber das „persönliche Element“ bei den Spaltungen in der Kirche.

---

In den letzten Monaten ist in deutschen und englischen kirchlichen Blättern wiederholt der Gedanke ausgesprochen worden, daß die Spaltungen gerade auch innerhalb der lutherischen Kirche Americas auf ein „persönliches Element“ zurückzuführen seien, und daß es gelingen würde, den Spaltungen ein Ende zu machen, wenn man jenes „persönliche Element“ aus der Welt schaffen könnte.

Hiermit ist eine unanfechtbare Wahrheit ausgesprochen. Bei vielen kirchlichen Spaltungen läßt sich schon aus der Kirchengeschichte das „persönliche Element“ klar aufzeigen. Aber vor allen Dingen läßt die Schrift selbst uns nicht im Unklaren darüber, woher Irrlehre und Spaltung in der Kirche kommen. Die Schrift steht hier im directesten Gegensatz zu der modern-theologischen Anschauung. Nach der letzteren sind ja „verschiedene Auffassungen“ ein und derselben Schriftwahrheit möglich und verschiedene Richtungen in der Kirche gleichberechtigt. Die Irrlehrer, welche Spaltungen in der Kirche hervorgerufen haben, werden schier als Juwelen der Kirche behandelt. Man schreibt ihnen edle Motive zu. Man sagt etwa, daß sie für die Wahrheit „nach ihrer individuellen Auffassung“ eingetreten seien. Jedenfalls dürfe man ihnen ein aufrichtiges Streben nach der Wahrheit nicht absprechen. Diese ganze Beurtheilung der Irrlehrer ist der Heiligen Schrift fremd. Wohl kennt die Schrift Schwache, die — eben in Folge ihrer Schwachheit — von den Irrlehrern verführt werden und die Spaltung äußerlich mitmachen, in ihres Herzens Einsalt und ohne um die böse Sache zu wissen. Der Typus Solcher sind jene zweihundert Mann von Jerusalem, die mit dem Empörer Absalom gingen „in ihrer Einsalt“. Auch ist zuzugeben, daß die Unterscheidung zwischen Verführern und Verführten, wenn es sich um bestimmte Personen handelt, manchmal Schwierigkeiten macht. Aber klar springt in die Augen, daß die Heilige Schrift

bei den eigentlichen Spaltungsmachern, wer immer sie sein mögen, keine edeln, sondern nur fleischliche, persönliche Motive gelten läßt.

Von den Führern der Opposition gegen Christum unter dem jüdischen Volke sagt die Schrift Luc. 15, 14.: Die Pharisäer waren geizig und spotteten sein. Sogar Pilatus war es nicht verborgen geblieben, daß die Obersten des Volkes Christum aus Neid überantwortet hatten (Matth. 27, 18.). Ganz ausführlich werden uns die Motive beschrieben, von welchen die Irrlehrer und Spaltungsmacher zur apostolischen Zeit sich treiben ließen. Die judaisirenden Irrlehrer waren Leute, „welchen der Bauch ihr Gott ist“, Phil. 3, 19. Die da Zertrennung und Aergerniß anrichteten neben der Lehre, die die Christen gelernt hatten, beschreibt St. Paulus Röm. 16, 18. näher also: „Solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauch, und durch süße Worte und prächtige Reden verführen sie die unschuldigen Herzen.“ Es waren „freche und unnütze Schwärzer und Verführer“, „die da ganze Häuser verkehren, und lehren, das nicht taugt, um schändlichen Gewinnes willen“, Tit. 1, 10. 11., „Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben“, 2 Tim. 3, 8., „greuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen“ — „Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen“ (wozu Bengel bemerkt: *character falsi doctoris, ut velit ex se uno pendere discipulos*), Apost. 20, 29. 30.

Diese Urtheile befremden auf den ersten Blick. Aber bei näherem Nachdenken springt in die Augen, daß die Opposition gegen die klarbezeugte göttliche Wahrheit nur aus „persönlichen Gründen“ aufrecht erhalten werden kann. Die christliche Lehre ist in allen ihren Theilen nicht nur sehr einfach, sondern macht sich auch mit übernatürlicher, göttlicher Kraft und Wirkung an den Gewissen geltend. Wenn daher jemand der klar bezeugten Wahrheit nicht zusfällt oder die bereits erkannte Wahrheit wieder fahren läßt, so können dieser Thatfache nur persönliche Motive, nämlich eine oder mehrere der vom Apostel genannten Sünden zu Grunde liegen: Hochmuth, Selbstgerechtigkeit, Vernunftdünkel, Geiz, Kreuzesscheu, Rechthaberei, Neid, persönliche Verbitterung gegen die Personen, welche die Wahrheit bezeugen &c.

Eine merkwürdige Aeußerung findet sich in unserm Bekenntniß. Es heißt in der Apologie (Müller, S. 128): „Es sind viel Ketzereien daher erwachsen, daß die Prediger auf einander sind verbittert worden.“ Die Wahrheit dieser Bemerkung wird bis auf die neueste Zeit durch die Erfahrung nur zu reichlich bestätigt! Da lassen solche, die bisher mit rechtgläubigen Lehrern im Bekenntniß der Wahrheit eins waren, in ihrem Herzen eine bittere Wurzel aufwachsen. Sie möchten die, von welchen sie entweder wirklich gekränkt worden sind oder sich doch gekränkt wähnen, gerne angreifen. Sie können aber nicht wohl den eigentlichen Grund ihres Angriffs nennen. So suchen sie an denen, welchen sie persönlich zürnen, Irrlehre, stellen, um eine Position zu gewinnen, selbst falsche Sätze auf,



suchen einen Anhang für ihre Position und das Elend einer Kirchenspaltung, ist da!

Oft und ausführlich spricht sich Luther über diesen Gegenstand aus. Er schreibt: „Es ist das allergrößte und schädlichste Uergerniß der Kirchen, Zwietracht und Trennung der Lehre anrichten; welches der Teufel zum höchsten treibt, und kommt gemeinlich von etlichen hoffärtigen, eigensinnigen und ehrsuchtigen Köpfen, die da wollen etwas Sonderliches sein, um ihre Ehre und Ruhm streiten; können es niemand gleich halten, meinen, es wäre ihre Schande, wenn sie nicht sollten gelehrter und größeren Geistes (den sie doch nicht haben) gerühmet werden, denn andere; niemand die Ehre gönnen, ob sie gleich sehen, daß er größere Gaben hat; item, aus Neid, Zorn, Haß oder Rachgier wider andere suchen Rotterei zu machen und die Leute an sich zu hängen.“ (Epistelpost. 17. Sonnt. nach Trin., St. Louis XII, 896.) Nachdem Luther in demselben Zusammenhange ausgeführt hat, „was für Schaden und Verderben in der Kirche bringt das Uergerniß der Trennung und Zwietracht der Lehre“, daß nämlich einerseits „viele der Schwachen und sonst gutherzige Leute fallen in Zweifel, wissen nicht, bei welchem sie bleiben sollen“, andererseits die böswilligen, die da Ursache suchen, der christlichen Lehre zu widersprechen, nun „alle Religion und was man sagt von Gottes Wort für gar nichts achten“, endlich „auch die da Christen heißen, in solchem Gezänk wider einander verbittert werden, sich selbst beißen und fressen mit Haß, Neid und andern Lastern, darüber beide die Liebe erkaltet und der Glaube verlöscht“: fährt er fort: „Solcher Zerrüttung in der Kirche und alles Verderbens der Seelen, so darob geschieht, sind schuldig solche eigensinnige, rottische Köpfe, so da nicht bei der einträchtigen Lehre bleiben, noch die Einigkeit des Geistes halten, sondern um ihres eigenen Dünkels, Ehre und Rachgier willen etwas Neues suchen und anrichten.“ (A. a. D. S. 897.)

Luther wendet sich daher mit ernster Mahnung an alle Christen, sich doch ja vor der persönlichen Verbitterung gegen einander hüten zu wollen. Der Teufel werde an die Entfremdung der Herzen anknüpfen, um Trennung in der Lehre anzurichten. Er schreibt: „Darum sollen Christen hier sich hüten, daß sie nicht auch Ursache geben zu Trennung oder Zwiespalt, und mit allem Fleiß und Sorgen (wie hier St. Paulus vermahnt) über der Einigkeit helfen halten. Denn es geht auch nicht so leicht zu, daß man sie erhalte, es fallen auch unter den Christen vor viel und mancherlei Ursachen, die sie leichtlich zu Widerwillen, Zorn und Haß bewegen; so sucht der Teufel auch Ursachen, schürt und bläst zu, wo er kann; darum müssen sie zusehen, daß sie nicht Raum geben solcher Reizung, so der Teufel oder ihr eigen Fleisch in ihnen treibt; sondern dagegen streiten, und alles thun und leiden, was sie sollen, es betreffe Ehre, Gut, Leib oder Leben, damit sie, so viel an ihnen ist, die Einigkeit der Lehre, Glaubens und Geistes nicht trennen lassen.“ (A. a. D. S. 897.) So weit Luther. Keine rechtgläubige Kirchen-



gemeinschaft dünke sich zu irgend einer Zeit über die Gefahr der Zertrennung aus persönlicher Gehässigkeit erhaben. Daher hüte man sich z. B. bei Synodalversammlungen, Conferenzen, Gemeindeversammlungen und auch im persönlichen Verkehr durch Gottes Gnade ernstlich vor bitteren, fränkenden Worten. Man bedenke, was daraus entstehen kann! Sind aber ja einmal fränkende Worte gefallen, so halte der, welcher sie gebraucht hat, mit der Bitte um Vergebung nicht zurück; der aber gekränkt worden ist oder sich doch gekränkt glaubt, lasse nicht eine bittere Wurzel bei sich aufwachsen, sondern wisse, daß die Christen und insonderheit auch die Diener der Kirche einander etwas zu gute halten müssen. Wir erinnern hier an das, was Dr. Walther S. 389 f. seiner Pastoraltheologie beibringt: „Basilius schreibt gewiß mit Recht: ‚der linken Hand ist die rechte nicht so nöthig, als der Kirche die Eintracht nöthig ist.‘ Zu dieser Eintracht der Kirche gehört aber vor allem die Einigkeit der Diener derselben. Hiervon lesen wir in Luthers Tischreden: ‚Im Jenner des 40. Jahres ward Dr. Martin eine Supplication überantwortet von einem Pfarrherrn, der klagte über den Ungehorsam seines Capellans. Da sprach Dr. Martin Luther: Ach, lieber Herr Gott, wie feind ist uns der Teufel! Der macht auch unter den Dienern des Worts Uneinigkeit, daß einer den andern hasset. Er zündet immer ein Feuer nach dem andern an. Ach, laßt uns löschen mit Beten, Versöhnen und Durch=die=Finger=Sehen, daß einer dem andern etwas zu gute halte! Laß gleich sein, daß wir im Leben und Wandel nicht einig sind, und der die, jener eine andere Weise hat und wunderbarlich ist: das muß man lassen gehen und geschehen (doch hat's auch seine Maße). Denn man wird's doch nicht alles können zu Bolzen drehen und schnurgleich machen, was die Sitten und das Leben belanget. Wenn man nur in der rechten reinen Lehre einig ist; da muß auch nicht ein Weitlein unreines und falsch sein, sondern muß alles rein und erlesen sein, wie von einer Taube. Da gilt keine Geduld, noch Uebersehen, noch Liebe; denn ein wenig Sauerteig verderbet den ganzen Teig, spricht St. Paulus, 1 Cor. 5, 6.‘ (Walch XXII, 820 f.)“ Dr. Walther schließt den Abschnitt mit der Bemerkung: „So lieb also einem Prediger die Ehre Christi, die Förderung seines Evangeliums und Reiches und die eigene Seligkeit ist, so bereit sollte er sein, die Last seiner Amtsgenossen zu tragen (Gal. 6, 2.) und lieber alles über sich ergehen, als zwischen sich und denselben eine bittere Wurzel aufwachsen zu lassen, die den Frieden stört. Ebr. 12, 14. 15.“

Aber mit der Erkenntniß, daß den Spaltungen in der Kirche zumeist persönliche Motive zu Grunde liegen, sind die Spaltungen noch nicht beseitigt. Diese Erkenntniß ist freilich sehr wichtig. Sie lehrt uns, wie bereits erinnert ist, fleißig auf uns selbst Acht zu haben, daß wir persönliche Motive weder bei uns selbst aufkommen lassen noch sie bei Andern veranlassen. Diese Erkenntniß bewahrt uns auch vor der falschen Beurtheilung der Irrlehrer, als ob sie aus edeln Beweggründen Unheil in der Kirche



Gottes anrichteten. Aber beseitigt sind die thatsächlich bestehenden Spaltungen durch die Erkenntniß der Quelle, aus welcher sie fließen, noch nicht.

Ja, wenn die Spaltungsmacher, so viel ihrer noch am Leben sind, ihr Unrecht öffentlich bekennen würden! Wenn sie auftreten und frei heraus erklären würden: „Nicht der Eifer für Gottes Ehre und das Heil der Seelen, sondern das Suchen eigener Ehre, irdischer Sinn, Rachsucht 2c. haben unsere Secession veranlaßt“, so dürfte die eine oder andere Spaltung gehoben werden. Aber das thun die Spaltungsmacher in der Regel nicht, wie die Erfahrung lehrt. Sie bleiben vielmehr dabei, daß sie aus großer Gewissenhaftigkeit gehandelt hätten. Wie der Teufel die falsche Lehre unter dem Namen und Schein der rechten Lehre an den Mann zu bringen sucht, so nimmt er insonderheit auch die edelsten Absichten für das Zertrennungsanrichten in Anspruch. Auf der andern Seite behaupten die rechten Lehrer, daß sie für Gottes Ehre und Heil der Seelen streiten. So steht Behauptung wider Behauptung. Daher bleibt den Christen nichts anderes übrig als das Achten auf das klare Wort der Schrift, um darnach zu prüfen, welche Partei recht und welche falsch lehrt. Würden alle Christen diese Prüfung vollziehen und dann dem Willen Gottes gemäß handeln, nämlich die Irrlehrer isoliren, so wären alle Spaltungen gehoben und die völlige äußere Einigkeit in der Kirche hergestellt.

F. P.

## „Zur Inspirationslehre und zum ersten Capitel der Bibel.“

Die Ueberschrift dieses Artikels ist der Titel eines Vortrags, welchen der kürzlich verstorbene theologische Professor D. Grau im vergangenen Jahr auf mehreren Pastoralconferenzen gehalten und dann durch den Druck veröffentlicht hat. In dem vorliegenden Schriftchen ist nun zwar kein einziger der Punkte, welche in die Inspirationslehre einschlagen, irgendwie abgehandelt, ist vielmehr nur der Unwille des Verfassers über Diejenigen, welche heute noch an der alten kirchlichen Inspirationslehre festhalten, zum Ausdruck gekommen. Aber insofern ist der Vortrag instructiv, als er recht deutlich zeigt, bei welchem Stadium der Fortentwicklung die neuere „kirchliche“ oder „confessionelle“ Theologie jetzt angelangt ist. Darum theilen wir hier einige Partieen desselben mit und fügen etliche Bemerkungen hinzu.

Zur Einleitung bemerkt der Referent Folgendes:

„Ich bin mir bewußt, über eine sehr ernste und schwierige Sache zu Ihnen zu reden, und muß darauf gefaßt sein, nicht bei Ihnen allen Zustimmung zu finden. Schon fürchtet man, daß in dieser Frage ein Riß durch die Kirche gehen könne, der viel schlimmer sein würde, als etwa in der Frage von der Verbesserung der Lutherischen Bibelübersetzung. So möge unter diesen Umständen ein persönliches Bekenntniß meinen Vortrag eröffnen. Wer an der Freiheit mancher meiner Urtheile Anstoß nehmen wollte, der soll wissen, daß



dieselben nicht aus einem schwankenden oder unsicherer werdenden Glauben hervorgehen, sondern vielmehr aus einem wachsenden und seiner Sache immer gewisser werdenden Glauben. Ich kenne auch das Stadium eines jugendlichen, eifervollen, aber auch gesetzlich gebundenen und unselbständigen Glaubens, der da meint, wenn ihm ein Blatt aus der heiligen Schrift gerissen werde, alles zu verlieren. Indem mein Glaube reifer geworden, durch Anfechtungen hindurchgegangen, von menschlichen Meinungen und Ueberlieferungen unabhängiger, seines alleinigen Herrn und Meisters, unsers Herrn Jesu Christi, aber desto gewisser geworden ist, ist dieser mein Glaube weniger ängstlich und gesetzlich, dagegen freier und fröhlicher geworden und hat das erlangt, was der Apostel Paulus Parrhesie; das ist Freimuth, was Luther Kühnheit und Troz nennt. Dieser mein Glaube fürchtet sich daher nicht vor einer Thatsache der Kritik, wenn er sie anders als eine Thatsache anzuerkennen hat, so wenig Dr. M. Luthers Glaube sich vor dem Widerspruch des Jacobusbriefes gegen den Apostel Paulus fürchtete, welcher Widerspruch für ihn eine Thatsache war. So habe ich denn die Erfahrung gemacht, daß mein Glaube an die heilige Schrift als das Wort Gottes, je mehr er Heilsgewißheit und Zuversicht auf den Inhalt des Wortes Gottes, nämlich auf Jesum Christum, meinen Heiland, geworden ist, desto muthiger und unbefangener an der Entwicklung der Kritik sich theilnehmen kann. Ich nehme das zugleich als ein Recht für mich, den Lutheraner, in Anspruch und fordere dieses Recht als ein Stück der Freiheit eines Christenmenschen, wie sie uns gerade Luther errungen hat; während spätere Entwicklungsstufen des Protestantismus, orthodoxistische und pietistische, von der Höhe dieser Freiheit herabgesunken sind. Denn mit der Breite des Fundamentes ist keineswegs dessen Festigkeit gegeben. In der Hoffnung, mich als echten Jünger Luthers zu beweisen, trete ich an meine Aufgabe heran. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Nicht alle Frömmigkeit kommt von Gott, und nicht jede Art von Eifer um Gott stammt aus Gott. Von unserm Herrn Jesus selbst heißt es: Der Eifer um dein Haus wird mich verzehren (Joh. 2); aber von dem Eifer um Gott, wie ihn die Pharisäer haben, sagt der ehemalige Pharisäer Paulus, er sei ein verkehrter (Röm. 10). So dient auch nicht jede Verherrlichung der heiligen Schrift zu ihrer wahren Ehre und zum Heil der Seelen.“

Wir können diesem persönlichen Glaubensbekenntniß des Referenten keinen Werth beilegen. Die Glaubensfreudigkeit und -gewißheit, die er hier zur Schau trägt, hat mit dem, was St. Paulus Parrhesie, was Luther Kühnheit und Troz nennt, nichts zu schaffen, ist vielmehr das Widerspiel davon. Dagegen was er als jüdisch-pharisäische Frömmigkeit hinstellt, ist nichts Anderes, als das wahre Christenthum. Der wahre christliche Glaube und die wahre christliche Frömmigkeit besteht darin, daß ein Christ sich in allen Stücken Gott und seinem Wort untergibt. Wer mit seinem Herzen und Gewissen im Wort Gottes, im Wort der Schrift gefangen ist, der ist recht frei und seines Glaubens froh und gewiß. St. Paulus sagte „nichts außer dem, das die Propheten gesagt haben, daß es geschehen sollte, und Moses“. Apost. 26, 22. Das Bewußtsein, daß er mit seiner Lehre auf dem festen Grund der prophetischen Schriften stand, gab ihm die Parrhesie, auch vor Königen und Fürsten Zeugniß abzulegen. Aus derselben Quelle floß Luthers Troz und Kühnheit. Luther pochte und trozte auf das Wort,



das Wort der Schrift. Wer sich dagegen von dem Wort emancipirt und die Schrift gar kritisiert und meistert, dessen Muth und Freimuth ist nichts Anderes als fleischliche Hoffart, dessen Eifer und Frömmigkeit ist im Grund nichts Anderes als Gottlosigkeit und Feindschaft wider Gott, dessen Christus ist ein Gemächte seiner eigenen Gedanken oder ein Gespenst des Teufels. Ein solcher Pseudotheologe, welcher die ewige, göttliche Wahrheit in Zweifel zieht, darf es uns auch nicht verübeln, wenn wir seiner Wahrhaftigkeit kein unbedingtes Vertrauen schenken. Grau konnte unmöglich bona fide für seinen kritischen Standpunkt das bekannte Urtheil Luthers über den Jacobusbrief in Anspruch nehmen. Er mußte wissen, daß Luther, wo er so urtheilte, den Jacobusbrief eben nicht in die kanonischen Schriften des Neuen Testaments einrechnete.

Das Thema seines Vortrages, soweit er überhaupt ein solches durchführt, bestimmt Grau mit folgenden Worten:

„Ist nun die Sittlichkeit des Alten Testaments eine unvollkommene, wie sollten wir Dingen, die vom Reiche Gottes viel weiter abliegen, die Vollkommenheit zuerkennen, als da sind: kosmologische, astronomische, chronologische Vorstellungen? Auf diese Dinge muß vielmehr der Kanon angewendet werden, den Jesus in den Worten aufgestellt hat: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbsichter über euch gesetzt (Luc. 12)? Im Sinne Jesu frage ich, wer hat dir das Recht gegeben, in der heiligen Schrift, die ein Buch des Heiles und des Glaubens ist, Kosmologie, Astronomie u. dgl. zu suchen? Hier gilt: gebet der Wissenschaft und dem Culturfortschritt, was Sache der Wissenschaft ist, und Gotte und dem Glauben, was des Glaubens ist. An der Vermischung von Religion und Politik, von Religion und was Sache weltlicher Cultur ist, — durch welche Vermischung beides verdorben wird — geht der Islam zu Grunde; denn er kann nicht mit der Zeit fortschreiten. An dieser Vermischung krankt der Katholicismus. Die Bibel ist nicht dazu da, der Entwicklung der Astronomie Richt- und Zielpunkte zu geben oder Zügel anzulegen, auf Grund von Josua 10 zu decretiren, daß die Erde still stehe und die Sonne sich bewege.“

Von dem blasphemischen Urtheil über die Sittlichkeit des Alten Testaments und der haarsträubenden Exegese von Lucas 12 sehen wir hier ab. Wir halten uns an den Hauptvorwurf, welchen Grau den Vertretern der kirchlichen Inspirationslehre macht, daß sie alle und jede Aussagen der Schrift als Bestandtheile des Wortes Gottes ansehen, und an den von ihm verfolgten Kanon, daß in der Schrift die Dinge, welche eigentlich in das Gebiet der Wissenschaft gehören, von dem, was Sache des Glaubens ist, zu unterscheiden seien. Da fragen wir unsern Kritiker: Wer hat denn in aller Welt die Bibel je für ein Lehrbuch der Kosmologie oder Astronomie u. dgl. ausgegeben? Allerdings sagt die Schrift auch von Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sternen, von Entstehung und Beschaffenheit der Welt. Aber diese scheinbar äußerlichen Dinge stehen in der Schrift durchweg in Beziehung zu dem Glauben, gehören zu dem, was Gottes und des Glaubens ist. Jene Unterscheidung zwischen einem doppelten Inhalt der Schrift ist

reines Menschenfündlein und widerspricht schnurstracks dem, was die Schrift von sich selbst bezeugt. St. Paulus lehrt 2 Tim. 3, 16. ff., daß alle Schrift, das ist Alles, was geschrieben steht, von Gott eingegeben und darum nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Die modernen Theologen sind in das wirre Gewebe ihrer finsternen Gedanken so tief verstrickt, daß sie für solche sonnenklare Sprüche der Schrift gar kein Auge mehr haben.

Es heißt in unserm Schriftchen weiter:

„Wenn alle die das Reich Gottes nicht angehenden Dinge, wenn so viel Sächliches in der heiligen Schrift zum Gegenstand und Inhalt des Glaubens gemacht wird, so wird dadurch der Glaube degradirt und seiner Gesundheit beraubt. Auch die orthodoxeste Lehre oder die sublimste Erkenntniß göttlicher Dinge ist etwas Sächliches und Todtes. Wird solches Inhalt des Glaubens, so hebt die Krankheit an, die zur todten Orthodorie oder zum Tode des Glaubens führt. Daher gilt ja auch hier: Wie schwer ist's, daß die Reichen an Erkenntniß, die Schriftgelehrten in's Himmelreich kommen! Hüten wir uns, auf die Wege unserer orthodoxen Väter im 17. Jahrhundert zu treten, die, nachdem Luther uns vom mittelalterlichen Geseß der Werke befreit hatte, ein Lehrgeß aufrichteten, die heilige Schrift zu einem großen Lehrbuch der Dogmatik machten und im Interesse desselben ihre Inspirationslehre erfanden. Auch diesem Lehrgeß gegenüber gilt, daß wir allein durch den Glauben gerechtfertigt werden und nicht durch die Erkenntniß. Denn des Glaubens Inhalt ist keine Lehre oder Dogma, sondern unser Gott selbst und zwar der Sohn des Vaters, unser Herr Jesus Christus.“

Das ist wahrlich ein heillooses und wahnwitziges, ja lästerliches Raisonnement über Lehre, Dogma, Dogmatik. Die christliche Lehre, die christliche Dogmatik ist doch fürwahr kein außer und neben der Schrift aufgerichtetes Menschengeß. Inhalt der christlichen Lehre und der christlichen Dogmen ist das, was Gott uns in seinem Wort offenbart, und gerade auch was er uns von unserm Herrn Jesus Christus offenbart hat. Und solche Lehre ist durchweg heilsame Lehre, ist, wie die Schrift, aus der sie fließt, die sie nur wiedergibt und uns zum Verständniß bringt, Geist und Leben und etwas „Sächliches und Todtes“ nur für den, in dessen Kopf und Herz der Münzer'sche Geist sich eingenistet hat.

Was Inhalt und was nicht Inhalt der heiligen Schrift sei, bestimmt Grau ferner in folgender Weise:

„Die Geschichte dieses Bundes, den der getreue Gott mit den Lügern und Bundbrüchigen geschlossen und bis nach Golgatha durchgeführt hat, die Geschichte — um mit dem Apostel zu reden — dieser großen göttlichen Liebesthorheit und Liebeschwachheit ist das ewige Evangelium und der einzige Inhalt der heiligen Schrift. Solcher einzige und unerschöpfliche, dem Glauben aber ebenso gewisse als genügende Inhalt erscheint nun vielen durchaus nicht genügend. Als solche, die nach Weisheit trachten, möchten sie gerne aus der heiligen Schrift auch etwas über die Welterschöpfung und die Entstehung aller Dinge wissen, über die Metaphysik des Wesens Gottes, über die Anatomie (!) und Physiologie (!) der Engel und was dergleichen mehr ist.“



Nun gut, wir sagen auch, daß Christus A und O, Kern und Stern der ganzen Schrift ist. Das lehrt Christus selbst Joh. 5, 39., und St. Paulus 2 Tim. 3, 16. Wir lassen uns auch daran genügen, wenn wir nur Jesum recht kennen und wissen, und suchen in der Schrift nicht nach andern, fremden Dingen, um nur den Wissensdurst zu befriedigen. Wenn die Schrift aber gleichwohl auch etwas von der Welterschöpfung, von der Entstehung aller Dinge, vom Wesen Gottes, vom Wesen, Amt und Dienst der Engel aussagt, so nehmen wir auch solche Aussagen als Gottes Wort und Offenbarung hin und finden, wenn wir näher zusehen, daß dieselben nicht so isolirt dastehen, sondern mit dem Hauptinhalt, der Geschichte des Gnadenbundes, irgendwie zusammenhängen.

In den Schriftstellen, welche nach seiner Meinung die Sachen des Glaubens nicht berühren und nicht eigentlich zum Inhalt der heiligen Schrift gehören, findet nun Grau allerlei Fehler und Irrthümer, und hiernach bestimmt sich sein Urtheil über die Schrift:

„Gott hat es zugelassen, ja gewollt, daß sich in der heiligen Schrift auch Fehler finden. Ich wage es, mit dem größten Schriftforscher unsers Jahrhunderts, mit Hofmann zu sagen: Die heilige Schrift ist etwas Besseres, als ein fehlerloses Buch. Indem der ewige und unveränderliche Gott, der Herr der Zeiten, als der Gott der Heilsgeschichte sich in die Zeiten und zu den vergänglichen Menschen in den Zeiten herabläßt, — kann das nicht anders geschehen, als daß in diesem Bunde auf Rechnung des Ewigen und Allwissenden auch die Irrthümer der Unwissenden und die Unvollkommenheiten der Unmündigen kommen. Es ist die Barmherzigkeit unsers Gottes, die sich also erniedrigt.“ . . . „So hat Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht. Ist es eine größere Paradoxie, daß er die heilige Schrift, die untrügliche Quelle der Wahrheit, den ewigen und himmlischen Schatz im irdenen Gefäß, mit Unvollkommenheiten und Fehlern behaftet uns vor Augen stellt? Denn wie Luther von der Schrift sagt, „hie wirst du die Windeln und die Krippe finden, da Christus innen liegt, dahin auch der Engel die Hirten weist. Schlechte und geringe Windeln sind es, aber theuer ist der Schatz, Christus, der drinnen liegt.“

Was ist das doch für ein loses und sinnloses Gerede über das allerheiligste Geheimniß unsers christlichen Glaubens! Indem der wahre und unveränderliche Gott sich in die Zeiten und zu den vergänglichen Menschen herabläßt — wie, kann das wirklich nicht anders geschehen, als daß Gott auch an die Fehler und Irrthümer der Menschen sich accommodirt? Wir postuliren das Gegentheil: Indem der ewige Gott, der fleckenlos reine und heilige Gott in die Zeit, in die Geschichte der Menschen einging, so konnte das nicht anders geschehen, als daß er Sünde und Irrthum von seiner Person fernhielt. Und so ist es wirklich geschehen. Gott hat sich in Christo erniedrigt. Ja wohl, Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht. Aber doch so, daß Christo unsere Sünden, fremde Sünden zugerechnet wurden, und er selbst ohne Sünde war und blieb. Gewiß, der Art und Weise, wie Gott sich in Christo zu den Menschen herab-

gelassen hat, entspricht die Art und Weise, wie Gott in der Schrift zu den Menschen redet. Die Bibel ist *Christus scriptus*. Hier, in der Schrift redet Gott mit den Menschen in echt menschlicher Weise und Sprache und legt den Menschen die wahren, himmlischen Geheimnisse in schlichten, einfältigen Worten vor. Aber eben wie Christus, obgleich er an den Eigenheiten, Schwachheiten, Leiden der Menschen theilnahm, doch ohne Sünde war, so ist die Schrift, obwohl Gott da die Sprache der Menschen redet, doch ohne Fehler und Irrthümer. Alle Schrift, Alles, was geschrieben steht, ist von Gott eingegeben und darum untrügliche Wahrheit. Auch Luther hat, wo er Krippe und Windeln Christi auf die Schrift deutet, wie seine Weihnachtspredigten zeigen, hierbei nicht im entferntesten daran gedacht, daß die Schrift mit Fehlern behaftet wäre.

„Ja, wenn das Wesen des Glaubens die Paradoxie ist, entspricht es dem Wesen des Glaubens besser, wenn ich zugleich sagen kann: Die heilige Schrift ist die infallibele und untrügliche Quelle der Wahrheit, und sie ist darum doch kein fehlerloses Buch. Würde nämlich mit der Forderung und Theorie, wie sie die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts aufgestellt haben, daß die heilige Schrift vom ersten bis zum letzten Buchstaben ein vollkommen fehlerloses Buch, weil vom Heiligen Geist buchstäblich dictirt, sei, würde mit dieser Theorie Ernst gemacht, so wäre die heilige Schrift ein so großes Wunder, daß es des Glaubens überhaupt nicht bedürfte, sondern die Anerkennung ihres Inhaltes durch einen Beweis erzwungen werden könnte. Denn auf dem Gebiete der Kosmologie, Astronomie, Chronologie *zc.*, überhaupt des natürlichen Lebens und der natürlichen Wissenschaft läßt sich ja etwas beweisen. Das wäre ein Wunder ganz von der Art, wie die Pharisäer von dem Herrn Jesus forderten, nämlich, daß er als Messias auf den Wolken des Himmels sich zeige in großer Kraft und Herrlichkeit, so daß sie des Glaubens überhoben wären.“

Die Summe dieser Ausführung ist die: Wäre die Schrift vom ersten bis zum letzten Buchstaben ein vollkommen fehlerloses Buch, so würden wir des Glaubens überhoben sein, so könnte die Anerkennung ihres Inhalts durch einen Beweis erzwungen werden. Warum? Weil auf dem Gebiet der Kosmologie, Astronomie, Chronologie *zc.* allerdings etwas bewiesen werden kann. Was ist das für ein Wirrwarr! Und was ist das für eine Logik! Die kosmologischen, chronologischen *zc.* Notizen der Bibel bilden nur einen verschwindend kleinen Theil des Inhalts der Schrift, und falls nun eben diese Notizen auch aus der Natur- oder Geschichtswissenschaft erwiesen werden können, und gesetzt den Fall, daß sie darum nicht Sache des Glaubens sein könnten, so würde dies doch nicht von dem bei Weitem größten Theil der Schrift, dessen Inhalt auf einem anderen Gebiete liegt, gelten, so bliebe man immerhin, was den Hauptinhalt der Schrift anlangt, auf den Glauben angewiesen. Aber wenn wir auch bei dem, was die Schrift von der Welt schöpfung, aus der Geschichte *zc.* berichtet, stehen bleiben, so deckt sich das, was die Schrift von diesen Dingen sagt, lange nicht mit dem, was man mit Hülfe der menschlichen Wissenschaft ermitteln und beweisen kann. Und wenn sich nun



auch etliche dieser Dinge aus Natur und Geschichte erweisen lassen, so sind und bleiben sie doch, sofern sie Inhalt der heiligen Schrift sind, Object des Glaubens. Denn alles das, was Gott in seinem Worte sagt, ist uns zu dem Zweck vorgelegt, daß wir es glauben sollen. So weit ist es mit den neuen kirchlichen Theologen gekommen, daß sie in dem einfältigen Glauben eines Christenmenschen, welcher alles das, was geschrieben steht, als ein theuer werthes Gotteswort in sein Herz aufnimmt, nur noch fleischliche Wundersucht erblicken, wie sie einst die Phariseer an den Tag legten.

Aus dem zweiten Theil des Vortrags, in welchem Grau das, was er im ersten Theil „zwar nicht ausgeführt, aber doch angedeutet habe“, auf das erste Capitel der Bibel anwendet, heben wir nur folgende Abschnitte hervor:

„Als dem Propheten, dem wir das Gotteswort in Gen. 1 verdanken, dies Wort eingegeben ward, da leuchtete freilich in ihn hinein das ewige Licht; aber nicht so, daß ihm nun die Geheimnisse der Schöpfung und des Werdens des Universums, die doch den Glauben gar nichts angehen, offenbart worden wären. Denn die Offenbarung Gottes im Alten Testament ist doch nicht dazu da, Wahrheiten, welche die Naturwissenschaft späterer Jahrhunderte entdecken sollte, dem auserwählten Volke voraus mitzutheilen. So wenig wie Elia oder Jesaja als große Propheten damit auch große Naturforscher waren, so wenig war es auch der Prophet von Gen. 1. Das Alte Testament weiß überhaupt nur von Einem Naturkundigen; das war der König Salomo mit seinen dreitausend Sprüchen über die Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der aus der Mauer hervorstößt, über Thiere und Vögel, Gewürm und Fische (1 Kön. 5, 12. f.). Und von diesen Sprüchen theilt uns das Alte Testament keinen mit, weil sie eben nicht Sache der Offenbarung des Gottes Israels sind, wie denn auch der König durch diese seine Weisheit nicht vor seinem Abfall bewahrt worden ist. So war denn auch unser Prophet nicht über die Naturvorstellungen seiner Zeit erhaben, sondern hatte z. B. die Meinung, daß der Regen aus großen Behältern des Himmels, die über einem festen Himmelsboden sich befinden, zur Erde herabströme. Ueber die physikalischen Vorgänge der Verdunstung des Wassers und Regenbildung aber ist ihm keine Offenbarung zu Theil geworden. Denn diese Dinge haben eben nichts mit dem Heil und dem Glauben zu schaffen. Sie sind allgemein menschlich oder auch heidnisch, dem Irrthum und andererseits der Bervollkommnung unterworfen. Sagen wir im Zusammenhange mit dem oben aufgestellten Gleichniß: sie bilden einen Theil des Vorhofs der Heiden. Da ist es nun nicht zufällig, daß die christliche Theologie, welche zum guten Theil eben von den Griechen herkommt, die nach Weisheit und Naturerkenntniß trachten, sich mit Vorliebe in diesem Vorhof der Heiden aufhält. Und da bildet man sich noch ein, ein heiliges und gottwohlgefälliges Werk zu thun, wenn man solche Wissenschaft treibt und sie Theologie nennt. Man ist freilich zu einer solchen Meinung berechtigt, wenn die heilige Schrift ein durch den Heiligen Geist vom ersten bis zum letzten Buchstaben gleichermaßen dictirtes und also ein gleichartiges Buch ist. Aber wo leuchtet denn nun in Gen. 1 das ewige Licht, und was haben wir darin als die Offenbarung des Gottes Israels anzusehen? Das kann nur sein, was eben auch nur Sache dieses Gottes Israels, nämlich des Erlösergottes und Vaters unsers Herrn Jesu

Christi ist. Das ist der Gott des Sabbathes und insofern der im Sabbath endenden Woche. Mit dem Sabbath aber treten wir in's Allerheiligste des Alten Testaments.“ „Wenn wir nur bei dem Gedanken stehen bleiben wollten, daß in Gen. 1 die göttliche Weisheit, Allmacht und Güte zur Darstellung gebracht sei, nämlich die göttlichen Eigenschaften, von denen der Apostel Paulus sagt, daß sie der Inhalt einer auch den Heiden zugänglichen Kenntniß Gottes seien (Röm. 1), so würden wir ja damit nur im Vorhof der Heiden bleiben, oder, wie es Luther nennt, bei der alten Weisheit, welche bis zu einem gewissen Grade Heiden, Juden und Türken eigen ist. Eben zu diesem allgemein menschlichen Inhalte von Gen. 1 stimmt ja auch der Gottesname, der diesem Stück eigen ist, der Name Elohim, das ist Gott oder auch Gottheit. Von Gott oder der Gottheit überhaupt, von einem Schöpfer und Erhalter der Welt wissen ja auch die Heiden etwas, wie der Apostel Paulus bestimmt hervorhebt. Sie wissen dagegen nichts von Jahwe, dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jacobs, dem Gotte Israels, das ist dem Erlösergott, der das sündige Menschengeschlecht nicht hat seine Wege in Elend und Tod gehen lassen, sondern in barmherziger Liebe sich derselben angenommen hat. Wenn man nun den Sabbath aus Gen. 1 herausnimmt und die sechs Tage eben nur als kürzere oder längere Zeiträume betrachtete, so würde ja in diesem Elohimstück kaum etwas an den Jahwe, den Gott des Heils und Vaters unsers Herrn Jesu Christi erinnern. Denn auch das abstracte Dogma von der Welterschöpfung aus Nichts führt nicht zum Vater unsers Herrn Jesu Christi, wie man an Juden und Türken sehen kann. Wir würden uns in Gen. 1 ganz und gar im Vorhof der Heiden befinden. Der Sabbath aber ist's, durch den wir in's Allerheiligste schauen. Denn der Sabbath ist der Tag Jahwes, des Erlösergottes. Er steht als ein Protevangelium vor dem sogenannten Protevangelium von Gen. 3 und leuchtet als der helle Morgenstern auf die künftige Erlösung.“

Nach der modernen Professorenweisheit gehört also alles das, was im ersten Capitel der Bibel von der Welterschöpfung berichtet ist, zu der rein menschlichen Weisheit, ja zur heidnischen Weisheit und ist nicht Inhalt des Worts Gottes, weil nicht Sache des Heils und des Glaubens, nur in dem Schlußwort von dem Schöpfungssabbath leuchtet das ewige Licht, das Licht der göttlichen Offenbarung. Wir setzen obiger hochfliegenden Peroration nur etliche Fragen entgegen, deren Beantwortung sich für einen einfältigen Christenmenschen von selbst versteht. Wie? Deckt sich das, was die Heiden aus den Werken der Schöpfung von der ewigen Kraft und Gottheit ersehen, wirklich mit dem, was die Schrift Genesis 1 von der Macht, Weisheit, Güte des lebendigen Gottes offenbart? Verhalten sich die wüsten Kosmologieen der Heiden zu dem biblischen Schöpfungsbericht nicht wie die Nacht zum hellen Tage? Wissen die Heiden auch, daß Gott alle Dinge aus nichts geschaffen hat, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist? Ist das nicht nach Hebr. 1, 3. Sache des Glaubens? Ja, berührt das, was Genesis 1 von der Erschaffung Himmels und der Erden gelehrt ist, nicht auch den specifisch christlichen Glauben, den Heilsglauben? Bekennen etwa die Heiden und Türken mit uns Christen gemeinsam den ersten Artikel unseres



Christlichen Glaubens? Können Heiden, Juden, Türken wirklich in Uebereinstimmung mit den Christen alle die Gebete sprechen und die Lieder singen, in denen wir Gott um die Wohlthaten des ersten Artikels bitten und ihm dafür danken? Ist nicht das, was wir im ersten Capitel der Bibel lesen, nach dem Fall der Menschen geschrieben, wird es nicht den gefallenen, sündigen Menschen vorgehalten, zu dem Zweck, daß auch sie noch Gott, den Schöpfer aller Dinge, preisen, welcher trotz der Sünde um Christi willen alle Dinge erhält, wie er sie erschaffen hat, und daß sie Gott, dem sie durch Christum sich versöhnt wissen, dank sagen, daß er ohn' all' ihr Verdienst und Würdigkeit, aus eitel Gnaden auch alle Güter, Gaben, Segnungen der Schöpfung ihnen reichlich zufließen läßt? Ferner: Ist der Schöpfungssabbath, mit welchem das Werk der Schöpfung abschließt, wirklich der Anfang der Erlösung? Ist es nicht haarsträubende Exegese, in den Sabbath Gottes schon das ganze Werk der Erlösung einzuschließen, wird nicht die ganze christliche Theologie auf den Kopf gestellt, wenn man das Protevangelium vor den Sündenfall zurückdatirt? Schließlich: Gehört nicht auch schon das erste Capitel der Bibel, und zwar das ganze Capitel, zu der *πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος* 2 Tim. 3, 16.? Und wird nicht, wenn man einzelne Theile der Schrift aus der von Gott beglaubigten Schrift herausnimmt, der ganze Schriftgrund umgestoßen? Fürwahr, die moderne Theologie mit ihrer modernen Inspirationstheorie ist nichts Anderes, als ein Betrug Satans, durch welchen die Christen von dem festen, prophetischen Wort, von dem rechten Christus, von dem wahren, lebendigen Gott abgeführt und in Zweifel, Unglaube, Verdammniß hineingestürzt werden sollen. Gott bewahre uns vor solchen Satansstricken und erhalte uns in der Einfalt des Glaubens!

G. St.

## Die Anfänge des Papstthums.

(Fortsetzung.)

In Rom hatte man die Ostern des Jahres 340 gefeiert, als ein Mann aus Egypten, klein und unansehnlich von Gestalt, mager und bleich von Angesicht, in seinem vielbewegten Lebenslauf nach Rom kam, und hier, während noch viele andere Dinge seinen Geist beschäftigten, sich mit Eifer und raschem Erfolg daran machte, Latein zu lernen. Die Geschichte kennt ihn als einen ihrer merkwürdigsten, geistig bedeutendsten Männer, als einen der größten Theologen aller Zeiten. Es war Athanasius. Zum zweitenmale von den Arianern aus seinem Bisthum Alexandria verdrängt, hatte er sich in's Abendland begeben, nicht um persönliche Sicherheit zu suchen; denn ihm standen Vergungsorte offen, wo er ebenso sicher gewesen wäre wie in Rom; sondern um nach allem Vermögen für die Wahrheit zu wirken,

die er bis dahin seit den Tagen, da er noch als unbekannter Diacon im Hause des Bischofs Alexander, besonders während der nicänischen Synode, so mannhaft vertheidigt hatte. Hierfür waren die Verhältnisse in Italien damals so günstig wie sonst nirgends. Hier herrschte nicht nur der jugendliche Kaiser Constans, der sich zum nicänischen Glauben bekannte, sondern hier war auch noch einer, und zwar der Einzige, von den alten angesehenen Bischoffizern der Christenheit, der noch nicht von dem Gift des Arianismus verpestet war, während diese Ketzerei, von der Hoslust, die in Constantinopel und von dort aus durch das ganze Morgenland wehte, begünstigt, drüben im Osten die Herrschaft hatte und alles vor sich niederstampfte. Auf dem römischen Bischofsstuhl saß, nachdem ihn als Nachfolger des im December 335 verstorbenen Bischofs Silvester vom 18. Januar bis zum 7. October 336 Bischof Marcus innegehabt hatte, seit dem 6. Februar 337 Bischof Julius, der, als ein echter Römer allzeit Mehrer des Reichs, die Gelegenheit zur Vermehrung des Ansehens seines Stuhls, die sich ihm bot, auszunutzen wußte. An ihn hatten schon im Jahre 339 die arianischen Gegner des Athanasius Abgeordnete geschickt mit Klagen gegen den Bischof von Alexandria. Aber auch Athanasius hatte seinem römischen Collegen die Acten einer Synode, die in Alexandria getagt hatte, zugestellt, und die Ueberbringer derselben hatten die gegnerischen Abgesandten noch in Rom getroffen. Nun war gar Athanasius selber da, den inzwischen eine neue Synode in Antiochia aufs neue für abgesetzt erklärt hatte. Nach diesem Vorgehen der Arianer, die obendrein mit Waffengewalt einen arianischen Bischof, Gregorius, in Alexandria eingesetzt hatten, war es von keiner Bedeutung mehr, wenn jene arianischen Abgeordneten in Rom, falls solches wirklich geschehen war, an eine neue Synode appellirt hatten, bei welcher Julius, wenn er wollte, als Schiedsrichter hätte handeln mögen.<sup>1)</sup> Aber so leicht verzichtete Julius nicht auf die Ausnützung der Gelegenheit, in den Gang der Geschichte einzugreifen. Er selber war zwar kein bedeutender Theologe; aber hier war ja Athanasius; mit dem ließ sich wagen, der ganzen Theologenwelt des Morgenlandes die Spitze zu bieten und seinem Sprengel den Glanz einer sieghaften Action in dem Kampf, der drei Welttheile bewegte, zu erwerben. Schon nach jenen Verhandlungen mit dem Abgesandten beider Parteien hatte er eine Aufforderung zur Betheiligung an einer Synode in Rom an die Bischöfe des Ostens ergehen lassen; und obschon dieselben seine Einladung ignorirt und derselben zum Troß in schon besagter Weise weiter vorgegangen waren, betrieb Julius unter den eingetretenen vortheilhaften Umständen seinen Synodalplan um so kräftiger und sandte zwei Presbyter, Elpidius und Philoxenus, hinüber, um seiner Ladung Nachdruck zu verleihen. Lange Zeit wurden diese Abgesandten in

1) καὶ αὐτὸν Ἰούλιον, εἰ βούλοιτο, κριτὴν γενέσθαι. Athanas. Apol. de fuga, opp. Heidelb. T. I, p. 575.



Antiochia hingehalten, und als sie endlich wiederkehrten, brachten sie ein geharnischtes Abfageschreiben mit, in welchem die Gegner des Athanasius die Zumuthung, daß sie ihre Beschlüsse sollten in Rom revidiren lassen, zurückwiesen und den Römern ein ehrgeiziges Gebahren vorwarfen.<sup>1)</sup>

Damit war denn der Plan des römischen Stuhlbischofs der Hauptsache nach fehlgeschlagen; eine Synode morgenländischer und abendländischer Bischöfe unter des Römers Vorsitz war nicht zu Stande gekommen; kein Einziger von drüben war erschienen. Julius hielt also mit über fünfzig Bischöfen eine Provinzialsynode, die nun in Abwesenheit der Westlichen deren Verfahren und Urtheil revidirte und Athanasius für unschuldig und der Gemeinschaft würdig erklärte.

In einem sehr ausführlichen Schreiben, welches Athanasius in seiner Apologie mittheilt, brachte Julius die Berrichtungen seiner Synode zur Kenntniß „der Eusebianer“. Ihre Lehrstellung und wiederholte Verurtheilung eines rechtgläubigen Lehrers in der Christenheit hindert ihn nicht, die Führer des Arianerthums als „geliebte Brüder im Herrn“ anzureden,<sup>2)</sup> wie denn überhaupt dieser ganze römische Synodalbericht einen überaus traurigen Eindruck macht, bis es am Schlusse wieder heißt: „Lebt wohl im Herrn, geliebte und erwünschteste Brüder.“<sup>3)</sup> Wer nicht sonst wüßte, daß damals ein Lehrstreit um das Hauptstück des christlichen Glaubens Millionen in Gefahr ihrer Seele brachte, der würde es aus diesem Bericht über die erste römische Synode, die gegen Arianer gerichtet war, nicht ahnen. Das Schreckliche, um das es sich hier handelte, war, daß „Bischöfe“ getränkt, „Canones“ übertreten worden waren! Von der Lehre des Wortes Gottes und der ihr zuwider um sich wüthenden arianischen Ketzerei, mit der die Adressaten behaftet waren, sagen die elf eng und mit Abkürzungen gedruckten Foliospalten dieser bischöflichen Epistel kein Sterbenswort!

Findet sich aber somit in diesem im Einverständniß mit der Synode verabsaßten Schreiben eines römischen Synodalpräses und Bischofs nicht, was wir gerne finden möchten, so findet sich anderseits auch nicht darin, was Rom gerne finden möchte. Weder das Haupt der ganzen Kirche, noch den Statthalter Christi, ohne welchen kein Heil, noch den unfehlbaren Lehrer der Christenheit hören wir hier reden. Daß gerade er und er allein an die Bischöfe geschrieben hat, erklärt er nicht damit, daß eben durch ihn Petrus der Apostelfürst rede, dem die Sorge für die ganze Kirche befohlen sei, sondern er sagt begütigend und erklärend: „Wenn ich auch alleine geschrieben habe, so ist es doch nicht meine Meinung allein, sondern auch die aller

1) φέρειν μὲν γὰρ πᾶσι φιλοτιμίαν τὴν Ῥωμαίων ἐκκλησίαν. Sozom. III, 8.

2) Ἰούλιος Δανίω, καὶ Φλακίλλω, Ναρκίσσῳ, Εὐσεβίῳ, Μάρτι, Μακεδονίῳ, Θεοδώρῳ καὶ τοῖς σὺν αὐτοῖς ἀπὸ Ἀντιοχείας γράψασιν ἡμῖν ἀγαπητοῖς ἀδελφοῖς ἐν κυρίῳ χαίρειν. Athan. l. c.

3) L. c. p. 387.

Bischöfe in Italien und diesen ganzen Gegenden, und ich habe nicht alle veranlassen wollen zu schreiben, damit sie nicht von vielen belästigt werden. So sind denn auch jetzt zur bestimmten Zeit die Bischöfe zusammen gekommen und dieser Meinung geworden, welche ich euch wieder schriftlich anzeige. Darum, Geliebte, wenn auch dieser Brief von mir alleine ist, so versteht es doch so, daß dies die Meinung aller ist.“<sup>1)</sup> Ebenso spricht er, wo er den Oestlichen ihr rücksichtsloses Verfahren vorwirft, nicht von einer Mißachtung der schuldigen Rücksicht auf ihn, den Rombischof als solchen, sondern schreibt: „Es hätte sich gehört, daß ihr an uns alle geschrieben hättet, damit auf diese Weise von allen bestimmt worden wäre, was recht war“,<sup>2)</sup> wobei das *πᾶσιν* vor *ἡμῖν* die Erklärung: „an uns, den Papst“, wo Julius: „an uns alle“ gesetzt hat, als eine papistische Unverschämtheit erkennen läßt.

Daß sich die Eusebianer auf die Entscheidung der römischen Synode hin dazu bequemen würden, ihren verhassten Gegner Athanasius zu restituiren, hat doch wohl Julius selber nicht im Ernst geglaubt. Wenn er es aber glaubte, so wurde er bald eines Anderen belehrt; denn als im Jahre 341 zu Antiochia das prächtige *Dominicum aureum* eingeweiht wurde, hielten die Arianer bei dieser Gelegenheit ihre in mehrfacher Hinsicht merkwürdige „Kirchweih-Synode“ und bestätigten — nicht die römische Synodalentscheidung, sondern des Athanasius Absetzung.

Und doch hat die römische Synode von 341 den hierarchischen Interessen Roms Vorschub geleistet. Der erste Fall, da der Bischof von Rom eine Versammlung orientalischer und occidentalischer Bischöfe berufen hatte, und zwar zu dem Zweck, ein Synodalurtheil einer nichtrömischen Synode zu revidiren, und so dem Verurtheilten Recht zu verschaffen, und ferner die Thatsache, daß eine römische Synode trotz der Weigerung des dadurch betroffenen Theils diese Revision allein vorgenommen hatte, deutete in zweifacher Weise die Richtung an, in welcher sich der Lauf der Dinge schon in nächster Zeit bewegen sollte. Bald zogen wirklich die Bischöfe des Ostens und des Westens, zu einer allgemeinen Synode entboten, die in Europa stattfinden sollte; und bald war wirklich in Rom eine Art Appellationshof eingerichtet, wo der Bischof von Rom allerdings nicht das Urtheil ändern, aber die Revision anordnen konnte.

1) Εἰ καὶ μόνος ἔγραψα, ἀλλ' οὐκ ἐμοῦ μόνου ἐστὶν αὕτη ἡ γνώμη, ἀλλὰ καὶ πάντων τῶν κατὰ τὴν Ἱταλίαν καὶ τῶν ἐν τοῖς τοῖς μέρεσιν ἐπισκόπων. Καὶ ἔγωγε τοὺς πάντας οὐκ ἠθέλησα ποιῆσαι γράφαι, ἵνα μὴ παρὰ πολλῶν τὸ βάρος ἔχωσιν. Ἀμέλει καὶ νῦν τῇ ὀρισθείσῃ προθεσμίᾳ συνῆλθον ἐπίσκοποι, καὶ ταύτης τῆς γνώμης γεγόνασιν, ἣν πάλιν γράφων ὑμῖν σημαίνω. Ὡστε, ἀγαπητοί, εἰ καὶ μόνος ἐπιστέλλω, ἀλλὰ πάντων εἶναι γνώμην ταύτην γινώσκετε. Athanas. l. c. p. 580. Athanasius sagt an einer andern Stelle ausdrücklich, daß diesen Brief „die Synode in Rom durch Julius, den Bischof von Rom, geschrieben“ habe: Ταῦτα τῆς ἐν Ῥώμῃ συνόδου γραψάσης διὰ Ἰουλίου τοῦ ἐπισκόπου Ῥώμης. l. c. p. 587.

2) εἶδει γραφῆναι πᾶσιν ἡμῖν ἵνα οὕτως παρὰ πάντων ὀρισθῇ τὸ δίκαιον. Athan. l. c. p. 586.



Zwar nicht der Bischof von Rom war es, der die neue Synode einberief, sondern, wie Athanasius sagt, die *ἡεοφιλέστατοι βασιλεῖς* Constantius und Constans, und was auf des römischen Bischofs Ladung nicht geschehen war, das geschah, als die beiden Kaiser den Bischöfen des Aufgangs und Niedergangs „befahlen“, sich in Sardica zu versammeln: <sup>1)</sup> die Bischöfe kamen. Einer aber, der nicht kam, war der Bischof von Rom; er ließ sich vielmehr durch zwei Presbyter vertreten. So blieb er der rombischöflichen Tradition treu und vermied dadurch die unangenehme Möglichkeit, daß in seiner Anwesenheit ein anderer Bischof etwa den Vorsitz überkommen hätte.

Singegen war Athanasius persönlich zugegen und trat als Ankläger gegen die Bannerträger der „arianischen Keterei“ auf. Diese hatten zweifachen Grund, sich seiner Zulassung zu Sitz und Stimme in der Synode zu widersetzen; denn erstlich konnte ihnen viel daran gelegen sein, einen so streitbaren Gegner mundtot zu machen; und dann hätte man ihnen die Einwilligung zur Zulassung des von ihnen verurtheilten und abgesetzten Bischofs als eine Anerkennung des Urtheils jener römischen Synode auslegen können, über welche ihnen Julius berichtet hatte und auf welche sich dann auch die Synode in Sardica berief. Die Arianer waren deshalb fest entschlossen, auf ihrer Forderung, daß Athanasius ausgeschlossen bleibe, zu bestehen, und als sie sahen, daß sie nicht durchdringen würden, zogen sie davon, eröffneten in Philippopolis ein Gegenconcil und erklärten die Vornehmsten aus der Gegenpartei für gebannt und abgesetzt. Wiederum sprachen die in Sardica zurückgebliebenen gallischen, africanischen, egyptischen, cypriotischen und palästinensischen Bischöfe, der greise Hosius von Cordova an der Spitze, das Anathema aus über die Gegner des nicänischen Glaubens, zu welchem sich die Synode bekannte, und erklärten Athanasius als Bruder und Mitbischof. Sodann aber wurde im 3. und 5. Canon der Synode noch Folgendes festgesetzt:

Can. III. „Wenn irgend ein Bischof in irgend einer Sache verurtheilt wird und glaubt, er habe nicht eine böse, sondern eine gute Sache, damit die Untersuchung erneuert werde, so wollen wir, wenn es eurer Liebe gefällt, das Andenken des Apostels Petrus ehren und sollen diejenigen, welche geurtheilt haben, an den Bischof Julius von Rom schreiben, damit, falls es angemessen ist, durch die der Provinz nahe wohnenden Bischöfe ein neuer Proceß angestellt werde und er selber Richter bestelle. Kann er aber nicht erweisen, daß die Sache der Art sei, daß sie einen neuen Proceß verdiene, so soll das einmal gefällte Urtheil nicht aufgehoben werden, sondern gültig bleiben, wie es ist.“

Can. V. „Wenn irgend ein Bischof verklagt wird und ihn die versammelten Bischöfe des Landes absetzen, er aber als Appellant seine Zu-

1) ἐκέλευσαν τοὺς τε ἀπὸ τῆς δύσεως καὶ τῆς ἀνατολῆς ἐπισκόπους συνελεῖν εἰς τὴν Σαρδῶν πόλιν. Athan. p. 587.

flucht zu dem hochseligen Bischof der römischen Kirche nimmt, und dieser ihm Gehör geben will und meint, es sei billig, daß ein neuer Proceß über den Fall angestellt werde, so soll er an die Mitbischöfe, welche in der Nähe der Provinz stehen, schreiben, damit sie sorgfältig und mit Genauigkeit alles erforschen und der Wahrheit getreu über die Sache urtheilen. Wenn aber jemand meint, seine Sache solle nochmals gehört werden, und bei dem römischen Bischof das Gesuch stellt, daß er von seiner Seite Presbyter schicke, so soll es in der Macht des Bischofs stehen, zu thun, was er für gut hält, und Leute zu schicken, welche mit den Bischöfen urtheilen sollen, und die sollen die Autorität dessen haben, von dem sie gesandt sind. Meint er aber, es genüge für die Aburtheilung des Falles das Urtheil des Bischofs, so mag er thun, was er nach bestem Ermessen für recht hält.“

Sehen wir uns diese Verordnungen, aus denen man später in Rom so viel zu machen gesucht hat, etwas näher an, und erwägen wir, wie man dazu kam, solche Bestimmungen zu treffen. Da springt denn zunächst in die Augen, daß wir es hier mit einer Kriegsmaßregel zu thun haben, deren Spitze gegen die Arianer gerichtet war. Der Handel, mit welchem sich die Synode hauptsächlich, ja fast ausschließlich beschäftigt hatte, war, wie aus den sämtlichen Synodalschreiben deutlich hervorgeht, die Restituierung des von den Arianern vergewaltigten Athanasius gewesen, wie auch die in Philippopolis versammelten Arianer den Bischof von Rom und andere ausdrücklich deshalb für abgesetzt erklärt hatten, weil sie mit Athanasius Gemeinschaft gepflogen hatten. So stand auch zwischen dem III. und V. Canon ein vierter, welcher festsetzte, daß wenn ein Bischof von benachbarten Bischöfen abgesetzt sei, aber einen neuen Proceß beanspruche, ihm kein Nachfolger gesetzt werden dürfe, bis der Bischof von Rom den Fall beurtheilt habe. Diese Verordnung war sichtlich auf den damals so viel besprochenen Fall zugeschnitten, da die Arianer an Stelle des verdrängten Athanasius auf gewaltsame Weise Gregorius zum Bischof von Alexandria gemacht hatten, und wie derselbe von einem kleineren Bisthum in ein größeres versetzt worden war, so paßte auf denselben Fall auch gleich der erste der sardicenischen Canones, welcher besagte, daß es keinem Bischof fernerhin gestattet sein solle, von einer kleineren Stadt in eine andere, größere überzugehen. Nun war es durch die Secession der Arianer auch noch zu einem offenen Bruch zwischen den Parteien gekommen, und die Taktik der Eusebianer war bekannt genug, daß man erwarten konnte, sie würden gegen andere verfahren, wie sie gegen Athanasius vorgegangen waren. Schon der Ausgang ihrer Verhandlungen von Philippopolis ließ keinen Zweifel mehr übrig, was werden sollte, und die Fortsetzung folgte bald genug. Nun hätte man ja die Weisung geben können, ein so vergewaltigter Bischof möge an den Kaiser appelliren. Aber wie viel Verlaß in derlei Händeln auf die Kaiser war, wußte man besser als man es auszusprechen wagte; das hatte Athanasius er-



fahren, und es war wohl ein offenes Geheimniß, daß Constantius sich an der Einberufung der zu Gunsten des Athanasius und nach dessen Besprechungen mit Kaiser Constans veranstalteten Synode von Sardica nur unter dem Druck, den Constans auf ihn übte, theilhaftig hatte. Aber da war Julius von Rom, der Bischof der angesehensten Kirche des Abendlandes, das damals noch mit ununterbrochener Front dem Arianismus gegenüberstand und sich in Sardica nicht nur einmüthig zum nicänischen Symbol bekannt, sondern auch erklärt hatte, daß nie ein anderes Glaubensbekenntniß solle aufgestellt werden. Dazu hatte sich Julius auch schon bewährt als ein Mann, der den Muth hatte, sich der von der Gegenpartei beeinträchtigten Brüder im Bisthumsamte anzunehmen. Allerdings war ja Julius nur ein Bischof wie andere Metropolitanbischöfe auch, dem nach damaligem Kirchenrecht von Amtswegen keine Jurisdiction über seine Provinz hinaus zukam, wie denn auch nicht er durch seine Abgeordneten, sondern Hosius als Erster die Synodalbriefe von Sardica unterzeichnete. So fiel es auch jetzt der Synode nicht ein, den römischen Bischof eigentlich als Appellationsrichter in höherer Instanz einzusetzen, ihm das Recht einzuräumen, über die Urtheile anderer Bischöfe hinweg Recht zu sprechen. Ueberhaupt wurde durch jene Canones nicht sowohl dem römischen Bischof, als vielmehr solchen, welche sich ungerecht verurtheilt glaubten, ein Recht eingeräumt, das Recht nämlich, einen neuen Proceß zu verlangen, und weil wohl anzunehmen war, daß die, welche das Urtheil gefällt hatten, nicht eben geneigt sein würden, den neuen Proceß zu gewähren, so wurde ein Weg angewiesen, auf dem es sollte zu einem neuen Proceß kommen müssen, falls der Verurtheilte eine gute Sache hätte. Die Entscheidung über diese Frage, ob ein neuer Proceß zu gewähren sei, wurde von der Synode vertrauensvoll dem Bischof Julius in die Hände gelegt. Aber nicht vor seinem Tribunal sollte dann der neue Proceß geführt werden; nicht er sollte das abschließende Urtheil fällen; sondern die Richter sollten andere, in der Nähe des Kreises, dem der Bittsteller angehörte und in welchem das erste Urtheil gesprochen worden war, wohnhafte Bischöfe sein, denen aber der römische Bischof, wenn der Gesuchsteller darum bat, Beisitzer aus seinen Presbytern sollte begeben können. Ein Appellationshof war damit nur insofern geschaffen, eben durch diese Canones geschaffen, als die, welche Berufung einlegen wollten, nicht direct an die benachbarten Bischöfe, sondern indirect, nämlich über Rom, ihren Fall zur Revision an die, welche das Urtheil in dem neuen Proceß sprechen sollten, zu bringen hatten. Was der römische Bischof in solchem Falle that, das that er auf Grund dieser in Sardica getroffenen Vereinbarung, nicht auf Grund einer ihm etwa ohnedies gebührenden und zustehenden Machtvollkommenheit; und damit auch der Mitbischof Julius sich der ihm erwiesenen Ehre nicht überhebe, bemerkt die Synode, daß sie mit diesem dem römischen Bischof erwiesenen Vertrauen „das Andenken des Apostels Petrus ehren wolle“.

Dies ist also der Sinn des III. und V. Canons von Sardica. Wir finden aber nicht, daß Julius oder einer seiner nächsten Nachfolger auf Grund derselben in ausgedehntem Maße in Anspruch genommen worden wäre; hingegen werden wir erfahren, wie ein Bischof von Rom, der diese Canones mißbrauchen wollte, damit sehr empfindlich an die Unrechten gekommen ist.

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

### Was der Kirchenrechtslehrer Professor Dr. Rudolph Sohm in Leipzig über die Entstehung des Staatskirchentums schreibt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Wittenberger Consistorium war 1539 in's Leben getreten, wenn auch zunächst nur als Gericht für Zuchtsachen und namentlich Ehesachen. Aber: welches Eherecht sollte gelten? Nach Luther war, wie das kanonische Recht überhaupt, so auch das kanonische Eherecht als solches ungültig. Das Wittenberger Consistorium, aus Theologen und Juristen zusammengesetzt, war anderer Ansicht. In der Frage der „heimlichen“, das heißt (so faßte Luther diesen Begriff) der ohne elterliche Einwilligung geschlossenen Verlöbnisse kam der Widerstreit zum Ausbruch. Das Consistorium erkannte (Ende 1543) gemäß dem kanonischen Recht, in einem practischen Fall das heimliche Verlöbniß als gültig an. Luther erkannte dagegen, vornehmlich in einer „starken“ Predigt vom 6. Januar 1544: die Gültigkeit des heimlichen Verlöbnisses sei wider das vierte Gebot, und das Urtheil des Consistoriums wider Gottes Wort und darum ungültig. Den Juristen des Consistoriums gab er die Schuld. „Das ist des Pabsts Recht, daran sie hangen.“ „Sie halten heimlich Verlöbniß für ein Ding, das man könne leiden, darum müssen sie Gottes Wort auch aufheben, wenn sie nach des Pabsts Canönicen und Satzungen stracks sprechen und urteln wollen.“ „Ich hätte es nicht geglaubt, daß unsere Juristen sollten noch Papisten sein; wohlan, so will ich auch wider sie handeln mit aller Macht.“<sup>1)</sup> Die Folge war, daß auf die eingelegte Berufung der Partei im kurfürstlichen Hofgericht der Landesherr selber gegen die Meinung der Juristen in Luthers Sinn entschied (1544). Der Zorn Luthers galt den Juristen als den Vertretern des kanonischen, das heißt des von der Kirche erzeugten Rechts. „Wir müssen“, so sprachen die Juristen, „unsern Pflichten nach aus und nach beschriebenen Rechten sprechen.“<sup>2)</sup> Ihre Thätigkeit im Con-

1) Erl. Ausg., Bd. 62, S. 229. 235. 239.

2) Erl. Ausg., a. a. O. S. 231.



fistorium (Kirchengericht) war ihnen Rechtssprechung. Das war es, was Luther nicht leiden konnte, noch wollte. „Ich lasse die Juristen gelten im weltlichen Regiment, was sie können; wenn sie sich aber unterstehen und wollen die Kirche regieren, so sind es nicht Juristen, so über dem, was Recht ist, halten sollen, sondern Kanonisten und Eselköpfe.“<sup>1)</sup> In der Kirche gibt es keine Rechtssprechung im Rechtsinn, kein Recht, welches kraft formaler Verbindlichkeit über die Handhabung des göttlichen Wortes (hier des vierten Gebotes) entscheiden könnte. Das kanonische Recht, die obrigkeitliche Säzung kraft der Kirchengewalt (Schlüsselgewalt), welche das Wort Gottes meistern und seine Verwaltung in Banden schlagen will, ist die katholische Vermengung der zwei Regimente, ein Eingriff menschlicher Gewalt in Gottes Herrschaft. „Ich bin zornig“, sagt Luther, und will's auch sein, denn sie greifen mir, ja Gott in's Regiment.“ „Sie wollen Christo in's Regiment greifen und die Gewissen regieren und verwirren, das ist nicht zu leiden.“<sup>2)</sup> Darum sind die Juristen, welche in der Kirche nach dem kanonischen Recht und nicht nach dem Wort Gottes sprechen, zum Kirchenregiment unfähig. „Ich will's nicht leiden, daß sie in meiner Kirche eine Perplexität anrichten und die Gewissen verwirren wollen mit ihrem beschmiffenen Rechte.“ „Das kann und will ich nicht haben, daß der Pabst und Mainz mit ihren garstigen Juristen sollten die Kirche regieren.“<sup>3)</sup> Das Consistorium muß aufgehoben werden! „Es wird auch der fromme Kurfürst nicht leiden, daß der Bischof von Mainz soll hie seine Juristen haben und uns unser Consistorium zerreißen.“ „Wir müssen das Consistorium zerreißen, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Pabst nicht drinnen haben. Die Juristen gehören nicht in ecclesiam mit ihren Processen, sonst bringen sie uns den Pabst wieder herein.“<sup>4)</sup> Die Rechtssprechung in der Kirche, die Handhabung von kirchlichem Recht, welches das Urtheil der Kirche formell binde und bestimme, ist katholisch! In der Kirche kann allein das Wort Gottes gelten (also doch auch „Recht“ haben und eben als „Recht“ gelten. H—r.). Das Kirchengericht (Consistorium) kann nicht die Handhabung irgendwelcher (? H—r.) „Jurisdiction“, sondern lediglich der Handhabung der Schlüsselgewalt, der Seelsorge dienen. Die Thätigkeit des Consistoriums (als Kirchengericht) ist nicht gericht=

1) Erl. Ausg., Bd. 62, S. 238. — Es ist aber ersichtlich, daß Luther nicht, wie Sohm will, jegliches „Recht“ oder „Rechtssprechung“ in der Kirche verpönt, sondern nur, wenn es weltlicher Weise geschieht. Das eben ist Sohms Fehler, daß er durchweg „Recht“ schlechthin mit weltlichem Recht indentificirt. Es könnte entschuldbar erscheinen, daß Sohm unter dem in der Kirche zu verwerfenden „Rechte“ eben das weltliche Recht verstehe. Allein er verwirft in der That jegliches „Recht“ in der Kirche.

H—r.

2) Erl. Ausg., Bd. 62, S. 231. 238.

3) Erl. Ausg., Bd. 62, S. 233. 238.

4) Erl. Ausg., Bd. 62, S. 235. 266.

liche, sondern pfarramtliche<sup>1)</sup> Thätigkeit. „Und da sie (die Juristen) also fort werden fahren, so wollen wir sie aus der Kirche zum Teufel jagen und sollen wissen, daß das Consistorium nicht soll in ihrem Recht stehen, sondern es soll unter dem Pfarrherr sein.“<sup>2)</sup>

Das Urtheil des Consistoriums war im Sinn des Bedenkens von 1538, denn nach dem Bedenken sollte das Consistorium eine kirchliche Aufsichts- und Gerichtsbehörde mit der Aufgabe nicht bloß der Wortverwaltung, sondern zugleich der Rechtsverwaltung sein. Der Sinn Luthers aber war dem Sinn des Bedenkens entgegengesetzt. Die Zeit des Epigonenthums und mit ihr die Zeit des Kirchenrechts kam heran. Luther erhob sich noch einmal, um mit der ganzen Zorn Gewalt seiner mächtigen Natur Widerspruch einzulegen. Es war das letzte Mal, daß er in einer großen Sache das Wort führte, und dies Wort galt der Grundüberzeugung seines reformatorischen Vorgehens: in der Kirche Christi gilt kein (gar kein? H—r.) Kirchenrecht.

Die Wirkung des von Luther geleisteten Widerstandes nehmen wir ganz deutlich in dem Vorgehen des Kurfürsten wahr. Obgleich der hoch einflußreiche Kanzler Brück lebhaft für die Consistorien im Sinne des Bedenkens von 1538 eintrat, vermochte er den Kurfürsten nicht zu einem entschiedenen Vorgehen im Sinne des Bedenkens zu veranlassen. Der Entwurf eines Rescripts von 1538, durch welches die Consistorialen im Sinne des Bedenkens als „Befehlshaber und Commissarien des Landesherrn“ für alle „Sachen, darin die Kirche ein billig Aufsehen haben soll“, mit dem Recht, von den weltlichen Behörden Vollstreckung zu verlangen, eingesetzt werden sollten, blieb Entwurf. Im Juli 1539 schrieb Brück an den Kurfürsten: „Zeit will es sein, daß Ew. Kurf. Gnaden schließen, wie Ew. Kurf. Gnaden ihre Consistorien endlich wollten gehalten haben.“ So erging denn 1539 ein anderes Rescript, durch welches das Consistorium zu Wittenberg nunmehr eingesetzt wurde, aber nur für die Sachen, so sich „zutragen und an euch gelangen“,<sup>3)</sup> ohne Einsetzung der Mitglieder zu landesherrlichen „Befehlshabern“, ohne das Recht auf Execution, und ohne daß eine Instruction im Sinn des Bedenkens von 1538 mitgegeben wäre; die Instruction und Competenzbestimmung behielt der Kurfürst sich vor, weiter zu „berathschlagen und erwägen“. Der Kurfürst verlangte noch 1540 wiederholte Berathung zwischen Brück und Luther. Ende 1542 kam ein neuer Entwurf der „fürnehmsten Theologen und Juristen“, „die Constitution und Artikel des geistlichen Consistorii zu Wittenberg“ enthaltend, zu Stande.

1) Sollte heißen: gemeindliche. Und was ist „pfarramtliche Thätigkeit“ im Sinne „lehrbegabter“ Stundenhalter? H—r.

2) Erl. Ausg., Bd. 62, S. 235.

3) Hierzu bemerkt Sohm: „Damit war eine Competenzbestimmung im Sinne Luthers gemeint.“



Diese „Constitution“ ist ganz im Sinne des „Bedenkens“ von 1538 gehalten. Sie stimmt vielfach wörtlich mit ihm überein und stellt nur eine Uebearbeitung desselben dar. Es sind genau dieselben Gedanken von einem „Kirchengericht“ mit „äußerlichem Kirchengzwang“, mit Geld-, Leibes-, Gefängnißstrafen (dementsprechend mit „Gerichtsdienern“, wenn möglich auch mit einem „Gefengnus“) und dem großen Bann, um nicht bloß Kirchengucht und Ehegerichtsbarkeit, sondern „Visitation und Inquisition“, die Aufsicht über das gesammte kirchliche Leben, insbesondere auch über Lehre und Wandel der Geistlichen in seine Hand zu nehmen; die Räthe sind und heißen „Commissarien“ des Landesherrn; die Superintendenten verwandeln sich in Organe dieser landesherrlichen Commissarien. Aber auch dieser Entwurf ist von dem Kurfürsten nicht genehmigt worden. Das Consistorium blieb ohne Instruction, ohne die verlangte Competenz, ohne die begehrte Zwangsgewalt. Am 1. October 1543 erging ein kurfürstliches Rescript, in welchem das Consistorium hart angelassen wurde, wegen dessen, „was sich die verordneten Commissarien des Consistoriums zu Wittenberg in den befohlenen geistlichen, Ehe- und andern Sachen zu sprechen unterstehen, und daß sie die Strafen der Ueberschreitungen ihnen fürbehalten haben“. Ihnen sei keine Vollmacht ertheilt, „den Leuten Strafe und Buße aufzuerlegen und also, was sie sprechen, dasselbe zu erequiren“; vielmehr sind solche Strafen „Uns vorbehalten“, und nur wenn er, der Kurfürst, von den Consistorialen „der Execution halber ersucht“ werde, so „wollen Wir Uns zu jeder Zeit zu Erhaltung Rechts und billigen Gehorsams, auch zur Strafe des Uebels zu erzeigen wissen“. Das Consistorium soll ein geistliches Gericht ohne weltlichen Zwang sein; der weltliche Zwang bleibt der Obrigkeit (dem Kurfürsten), welcher denselben nach eigenem Ermessen handhabt.<sup>1)</sup> Melancthon war für die „Constitution“ von 1542, gerade wie er für das „Bedenken“ von 1538 gewesen war. Aber ein Mächtigerer war dagegen, der Doctor Martin Luther, und Luthers Widerstreben war es, welches in der ablehnenden Haltung des Kurfürsten zum Ausdruck kam. So lange Luther lebte, ist es zur Anerkennung eines mit Rechtsgewalt vorgehenden landesherrlichen Kirchengerichts, und damit zur Anerkennung rechtlicher und deshalb landesherrlicher Regierung der Kirche nicht gekommen.

Aber Luther starb. Nach seinem Tode hatten die Männer, von denen das „Bedenken“ und die „Constitution“ ausgegangen waren, freies Spiel. Niemand war mehr, der die Freiheit der Kirche vom Kirchenrecht und die Freiheit der Kirche vom Landesherrn vertheidigte. Der Geist Melancthons und des Kanzlers Brück siegten über den Geist Luthers.

1) Demgemäß erging ein weiteres Rescript vom 10. October 1543, in welchem die Beitreibung auch der Geldstrafen dem „Hauptmann“ (Amtmann) zugewiesen und der Hauptmann über die Vollstreckung der von dem Consistorium erkannten Leibesstrafen instruiert wurde. (Anmerkung Sohms.)

Eine Reihe von Consistorien ward für die einzelnen sächsischen Landestheile eingerichtet, zunächst (wie das Wittenberger) vornehmlich als Ehegerichte, wie Luther es gewollt hatte, um dann aber, bald früher, bald später, mit der weiteren Zuständigkeit der Consistorien im Sinn des „Bedenkens“ und der „Constitution“ betraut zu werden. Im Jahr 1579 ward den Consistorien Kurfachsens endlich unter landständischer Zustimmung eine bestimmte Ordnung gegeben, welche in die kursächsische Kirchenordnung von 1580 übergegangen ist. Darnach sind die beiden Consistorien zu Leipzig und Wittenberg zur Prüfung und Ordination der Candidaten des geistlichen Amts, zur Aufsicht über die Lehre in Kirchen und Schulen, über den Gottesdienst (Ceremonien), über Wandel und Amtsverwaltung der Geistlichen und Schuldiener, zur Handhabung des Kirchengerichts in Ehesachen und Zuchtsachen, in allen Sachen, welche Amt und Wandel der Pfarrer, Kirchen- und Schuldiener angehen, und „in summa“ zu allem bestellt, „was in dem Kirchenregiment gute Anordnung und Verbesserung erfordert“. Ihre Urtheile sollen die Consistorien „nach der heiligen Schrift, auch den gemeinen und in unsern Landen gebräuchlichen und üblichen Rechten“ sprechen. Sie empfangen vom Landesherrn („von Uns“) „Gewalt und Macht“, öffentliche Geldstrafen, auch Gefängniß zu erkennen. Alle Unterthanen sind dem Consistorium Rechtsgehorfam schuldig; wenn einer „darin säumig“, so „sollen die Consistorialen Macht haben, arctiora mandata mit Bedrohung ernstlicher Poen als Geldstrafen, Gefängniß und dergleichen zu decerniren“. Auf Begehren des Consistoriums sind die weltlichen Behörden verpflichtet, die rechtskräftig gewordenen Urtheile des Consistoriums „stracks, ohne Verlängerung und Verzug zu exequiren“. Den beiden Consistorien zu Leipzig und Wittenberg wird das nunmehr nach Dresden verlegte Meißener Consistorium als „Oberconsistorium“ übergeordnet. An höchster Stelle aber steht der Landesherr selber: alle Beschwerden oder Appellationen von consistorialen Erkenntnissen gehen „an Uns oder Unsere Regierung“, damit dieselben „nach unserm Hofesgebrauch justificiret werden“. Bei dem Oberconsistorium sollen jährlich zwei „Generalsynoden“ gehalten werden, auf denen außer den Consistorialen, dem landesherrlichen Statthalter und Kanzler die sämmtlichen Superintendenten des Landes erscheinen sollen. Die Generalsynoden sind für die Lehraufsicht und Kirchenzucht berufen, jedoch ohne daß vor ihnen gerichtliches Verfahren stattfände; hat das Consistorium auf den Bann (großen Bann) erkannt, so bedarf das Erkenntniß der Bestätigung durch die Generalsynode.

Die „Generalsynoden“ sind nicht zu regelmäßiger Wirksamkeit gelangt. Der Schwerpunkt lag von vornherein in den Consistorien. Den Consistorien wurden die Superintendenten als Organe für Aufsicht und Stellenbesetzung „unterworfen“. Zur unmittelbaren Aufsicht über die Superintendenten sollten Generalsuperintendenten bestellt werden, deren Amt jedoch bald in Abgang gekommen ist.



Die Consistorien waren endgültig Consistorien im Sinne des „Bedenkens“ von 1538 geworden. Sie übten in der Kirche bischöfliche (geistliche) Gewalt und zugleich vom Landesherrn übertragene rechtliche Zwangsgewalt. Sie vertraten den Landesherrn in Verwaltung der ihnen verliehenen Rechtsbefugnisse (sog. *jura vicaria*). Ueber ihnen stand der Landesherr selber, welcher gewisse Regierungsrechte sich zur eigener Ausübung vorbehielt (sog. *jura reservata*). Consistorien und unter diesen die Superintendenten wurden Träger seiner Kirchengewalt. An die Stelle einer evangelischen bischöflichen Verfassung (im Sinne Luthers) mit selbstständigen, aber nur geistliche Gewalt (Schlüsselgewalt) handhabenden Superintendenten trat die katholische bischöfliche Verfassung durch das Mittel des wiederaufgerichteten bischöflichen geistlich-weltlich regierenden Consistoriums, dem die Superintendenten als Vollziehungsorgane sich unterordnen mußten. Eine rechtliche Regierung und Ordnung der Kirche nach dem Muster der katholischen Kirche, eine bischöfliche Verfassung im Sinne Melancthons war hergestellt.<sup>1)</sup> Das Kirchenrecht hatte trotz der Reformation auch in der lutherischen Kirche den Sieg davongetragen.

Damit war die Aufrichtung des landesherrlichen Kirchenregiments besiegelt.

Es versteht sich von selber, daß damit auch die Antheilnahme der Gemeinde (Versammlung) an jeder Uebung von Kirchengewalt beseitigt war. Der Grundsatz der lutherischen Reformation, daß Kirchengewalt nur unter Gestattung, Zustimmung, Verwilligung der Versammlung, in deren Mitte die Kirchengewalt auftritt, geübt werden kann, war mit dem andern gleich-

1) Es mag gegenüber manchen Strömungen, welche in der Gegenwart hervorgetreten sind, nicht unbemerkt bleiben, daß die bischöfliche Verfassung der lutherischen Kirche im Sinne Luthers durch das Amt der Pfarrer und Superintendenten (vgl. oben S. 601) im Sinne Melancthons durch die Consistorien verwirklicht worden ist. Das Consistorium ist die *decus judicium*, welche anstatt des Bischofs richtet und bischöflich „visitirt“ (vgl. oben Anm. 41); wie sie, wenn es möglich wäre, durch einen katholischen Bischof Autorität und Schutz empfangen könnte (das hatte Melancthon gehofft), so jetzt durch den Landesherrn. Der Sieg der Gedanken Melancthons über die Luthers hat allerdings bewirkt, daß das Amt der Superintendenten seine Natur verändert hat: aus einem freien Bischofsamt ist es zu einem Organ der consistorialen Zwangsgewalt herabgesunken, und hat Reste seiner von Luther ihm zugedachten Thätigkeit nur noch in der Ordination und in der etwa von ihm verwalteten geistlichen „Visitation“ bewahrt. Wie stark die Gedanken Luthers ursprünglich gewirkt haben, sieht man deutlich daran, daß das Amt der Superintendenten überall älter ist als die Consistorien. Die Superintendenten sind von vornherein keineswegs als bloß ausführende Organe einer höheren Behörde gedacht worden. Erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bahnt sich der Sieg der Gedanken Melancthons an, und die in Anm. 96 besprochenen Beispiele zeigen, daß sich in einzelnen Ländern das Amt der Superintendenten im Sinne Luthers (und Spalatin's, vgl. oben Anm. 59) noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts erhalten hat. (Anm. Sohms.)

bedeutend, daß in der Kirche Christi keine rechtliche Regierung möglich ist. In der Aufrichtung rechtlichen Kirchenregiments lag der entscheidende Grund, welcher die Gemeinden der lutherischen Landeskirche zu bloßen Gegenständen des Kirchenregiments — wiederum wie in der katholischen Kirche — machte. Das Kirchenrecht (? H—r.) ist es gewesen, welches, wie es einerseits das landesherrliche Kirchenregiment hervorgebracht, so andererseits naturnothwendig die Freiheit der kirchlichen Gemeinde von Zwangsgewalt vernichtet hat.

Ganz die gleiche Entwicklung wie in Kursachsen hat auch in den andern protestantischen Ländern sich durchgesetzt. Das Wittenberger Consistorium ist das Vorbild gewesen, nach welchem die übrigen Consistorien in deutschen Landen geschaffen worden sind, und die Gedanken eines Brück, Jonas, Melancthon von der Unentbehrlichkeit des kirchlichen Zwanges und des kirchlichen Rechts sind es wiederum gewesen, welche, überall in Deutschland fruchtbaren Boden findend, die landesherrliche Zwangsgewalt auch in den übrigen Territorien zur Regierungsgewalt in der Kirche einsetzten. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Sieg der landesherrlichen Consistorialverfassung entschieden. Die Zeit des Landeskirchentums ist gekommen, und die Landeskirche steht unter dem Landesherrn.

Von jeher hat die Entstehung des landesherrlichen Kirchenregiments das große Räthsel in der lutherischen Kirchenverfassungsgeschichte gebildet. Nach dem völlig unzweideutigen Inhalt der lutherischen Bekenntnißschriften steht das Kirchenregiment, und zwar nicht bloß das geistliche Regiment der Einzelgemeinde, sondern das geistliche Regiment der Kirche<sup>1)</sup> dem Lehramt (Bischofsamt, Pfarramt) und allein (? H—r.) dem Lehramt zu. Das landesherrliche Kirchenregiment steht in Widerspruch mit dem lutherischen Bekenntniß. Wie ist es möglich, daß es dennoch zum landesherrlichen Kirchenregiment gekommen ist?

In mannigfacher Weise ist die Lösung des Räthsels versucht worden. Die herrschende Ansicht geht dahin, daß der Nothstand die Reformatoren veranlaßt habe, das Kirchenregiment wenigstens vorläufig in die Hand des Landesherrn zu legen. Da nach Zerstörung der überlieferten bischöflichen Autorität keine andere Gewalt war, welche ein wirklich autoritäres Kirchenregiment auszurichten im Stande gewesen wäre, als die Gewalt des Landesherrn, so wäre von den Reformatoren diese landesherrliche Gewalt als Retterin in der Noth angerufen worden. In diesem Sinne hätte Luther den Landesherrn als „Nothbischofen“ das Kirchenregiment übertragen. Die Lehre vom praecipuum membrum und von der custodia utriusque tabulae wirkte, so meint man, mit. Das „praktische Bedürfniß“ drängte. So griffen die Landesherrn zu, und aus dem, was ursprünglich nur als Nothbau gemeint war, ward dann in Folge „Gewohnheitsrechts“ der endgültige

1) Soll „Gemeinde“ und „Kirche“ etwas Verschiedenes sein?

H—r.



Verfassungsbau für die neue Kirche. Auch Luther pflegt dabei in den Verdacht der Schwäche und mangelnden Folgerichtigkeit, ganz gewöhnlich auch der Unklarheit über das, was werden sollte, zu kommen. Was er (so meint man) eigentlich hätte thun müssen, nämlich (nach Art des Lambert von Avignon in dem Entwurf der hessischen Kirchenordnung von 1526) ein Selbstregiment der Gemeinde aufrichten, das that er nicht, und was er that, die Herstellung des landesherrlichen Kirchenregiments (für welche von der überlieferten Ansicht Luther verantwortlich gemacht wird), das that er, der „Noth“ gehorchend, in vollem Widerspruch mit seinen innersten Ueberzeugungen. Man sieht, das Räthsel wird hier größer als zuvor.

Die obige Darstellung hat es unternommen, eine andere Antwort auf die große Frage zu geben. Weder die Lehre vom *praecipuum membrum* (Nothepiskopat), noch die Lehre von der *custodia utriusque tabulae* hat das landesherrliche Kirchenregiment erzeugt. Auch ist die Uebertragung des Kirchenregiments nicht aus „Noth“ geschehen, als ob man vorläufig keinen andern, besseren, geeigneteren Träger des Kirchenregiments gewußt hätte. Der Grund für die Entstehung des landesherrlichen Kirchenregiments liegt ganz allein in dem Begehren der reformatorischen Männer zweiten Ranges (an ihrer Spitze Melancthon) nach rechtlicher Regierung der Kirche, in dem Begehren nach Kirchenrecht. Die Kirche hat als solche nur das Wort. Alle Zwangsgewalt und damit alle Rechtsgewalt steht nach lutherischem Bekenntniß allein bei der Obrigkeit. Wenn die Kirche rechtlich, zwangsweise regiert sein will, so muß sie von der weltlichen Obrigkeit regiert werden. Weil auch die lutherische Kirche rechtliche Regierung begehrte, darum begehrte und erzeugte sie das Kirchenregiment des Landesherrn. Die Schlußfolgerung war nicht aus „Noth“ geboren, noch auch eine nur „vorläufige Lösung des praktischen Bedürfnisses“, sondern ergab sich aus den Grundsätzen der Reformation. Soll in der Kirche Christi Rechtsordnung und rechtliches Regiment sein, so muß nach lutherischen Grundsätzen das Kirchenregiment des Landesherrn aufgerichtet werden.

Nicht Luther ist es gewesen, der die lutherische Kirche dem Landesherrn unterworfen hat, sondern allein der Kleinglaube seiner Zeitgenossen. Wie einstmal, als der Katholicismus erzeugt wurde, das Verlangen nach äußerer, sichernder Rechtsordnung stärker war als der Glaube an Christi Regiment, gerade so jetzt, und selbst Luthers gewaltige Persönlichkeit hat das nicht hindern können. Aus denselben Gründen wie einst die Rechtsgewalt des Bischofs, ist jetzt das Kirchenregiment des Landesherrn erzeugt worden. Das Kirchenrecht ist es gewesen, welches der Kirche einst den in „göttlichem Recht“ gegründeten monarchischen Episkopat (und damit den Katholicismus), jetzt das auf der Gewalt der weltlichen Obrigkeit ruhende landesherrliche Kirchenregiment gebracht hat.

So weit Sohm. Wir sind ihm Dank schuldig, nicht allein für die gründliche und wahrheitsgetreue geschichtliche Darlegung, sondern auch für seine richtige Beurtheilung der Dinge in mehr als einer Hinsicht. Allein schon der Satz: „Das landesherrliche Kirchenregiment steht im Widerspruch mit dem lutherischen Bekenntniß“ ist Goldes werth. Vor allem ist es ihm als ein Verdienst anzurechnen, daß er — wollte Gott, ein für alle Mal — Luther von dem Verdachte gereinigt hat, als sei derselbe an der Gründung des Staatskirchentums irgendwie mit theilhaftig gewesen. Sohm hat Recht: „Der Grund für die Entstehung des landesherrlichen Kirchenregiments liegt ganz allein in dem Begehren der reformatorischen Männer zweiten Ranges (an ihrer Spitze Melanchthon) nach“ — Ja, wenn er hier nur gesagt hätte —: „nach autoritärer Kirchengewalt“, das ist, nach einem Papste! Weil er aber sagt: „nach rechtlicher Regierung der Kirche, in dem Begehren nach Kirchenrecht“, so ist nun wieder alles schief.

Wir können daher diese Mittheilungen nicht abschließen, ohne noch einige sachliche Bemerkungen daran zu knüpfen.

Die ganze Schlußbetrachtung Sohms ist der Art, daß sie zum Widerspruche herausfordert. Es möchte aber jemand, der nicht das ganze Werk in seinem Zusammenhange gelesen hat und von den herrlichen Zeugnissen gegen ein Papstthum jeder Art angezogen worden ist, nach diesem einen Auszuge auf den Gedanken kommen, Sohm sei ganz „unser Mann“, und etwa gar der Hoffnung Raum geben, als sei von demselben vielleicht noch etwas Großes zu erwarten. Darum erscheint es uns als Pflicht — so leid es uns selber thut — vergeblichen Erwartungen von vornherein zu begegnen.

Erstlich denkt Sohm überhaupt nicht daran, seine mit noch so viel Wärme und scheinbarer Entschiedenheit vorgetragene Ueberzeugung von der Verwerflichkeit und Verderblichkeit des Staatskirchentums in die Praxis zu übertragen. Ja, dasselbe hat für ihn trotz seiner von ihm selbst ausgesprochenen Bekenntnißwidrigkeit durchaus gar nichts Gewissenbeschwerendes. Als Kind einer durch und durch synkretistischen Zeit kann er jedes Kirchenregiment und jede kirchliche Gemeinschaft „ertragen“, so lange man ihn — den Theoretiker nämlich mit seinen Theorien — duldet. Denn so schreibt er: „Die kirchliche Politie als solche, auch wenn sie, wie die katholische Kirchenverfassung, Mißbräuche, z. B. das Messopfer, duldet, ja als Rechtsordnung auftritt, gibt nach lutherischem Bekenntniß niemals einen Grund zur Separation. So lange Wort und Sacrament ungehindert sind, so lange ferner das Gewissen frei bleibt und öffentlich zur Geltung gebracht werden kann, daß nicht aus Rechtspflicht, sondern nur ‚aus gutem freien Willen‘ Gehorsam geleistet wird, so lange ist die kirchliche Politie als zu den menschlichen und irdischen Dingen zählend ‚zu ertragen‘, sie sei wie sie sei.“ (S. 541.) Wie sehr bei ihm alles bloße Theorie ist, beweist auch seine Behauptung, es bedeute „die Trennung der zwei Regimente durchaus nicht eine Trennung von Staat und Kirche im heutigen Sinn, sondern nur



die scharfe Scheidung der zwei Gewalten, welche über die Christenheit gesetzt sind, der Schlüsselgewalt und der obrigkeitlichen Gewalt". (S. 549.)

Gesetzt aber auch den Fall, Sohm würde seine Ueberzeugung in der Praxis durchzuführen versuchen. Nur zu bald würden wir ihn bei den Methodisten, Quäkern oder in pietistischen Conventikeln finden. Denn es ist in der That nicht so, daß er unter dem von ihm so entschieden bekämpften „Kirchenrecht“ nur das falsche, päpstliche, staatskirchliche und dergleichen, also bloß äußere „Zwangsgewalt“ verstände. Wäre es so, er würde uns ganz auf seiner Seite finden. Und allerdings dürfte nicht jeder verständige und vorurtheilsfreie Leser von vornherein geneigt sein, dies anzunehmen. Denn schwer ist es, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wirklich ein als Kirchenrechtslehrer besoldeter und ein Werk über Kirchenrecht schreibender Professor alles und jedes Kirchenrecht verwerfen sollte. Man hält es einfach nicht für möglich, zumal bei einem so reichbegabten und dazu in seltener Weise christlich angeregten Manne, wie Sohm ist. Allein die Schrift liegt vor uns, und was schwarz auf weiß steht, kann man doch nicht leugnen. Wir sind schuldig, den Beweis für unsere Behauptung anzutreten und fügen darum aus der Menge des vorhandenen Stoffes wenigstens einige Stellen bei.

Nachdem Sohm den in hundertfachen Variationen immer wiederkehrenden Satz: „Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch“ (S. 1) gleich von vornherein an die Spitze seines Werkes über „Kirchenrecht“ gestellt hat, gibt er etwa in folgenden Sätzen eine Erklärung von dem, was er unter „Recht“ versteht: „Das Wesen der Kirche ist geistlich; das Wesen des Rechts ist weltlich. Die Kirche will durch das Walten des göttlichen Geistes geführt, regiert werden; das Recht vermag immer nur menschliche Herrschaft irdischer, fehlbarer, der Zeitströmung unterworfenen Natur hervorzubringen. Die Kirche hängt an der sachlichen Wahrheit, das heißt, daran, daß in Wahrheit Gottes Wort und Gottes Wille verkündigt, der Welt dargebracht, in Wirksamkeit gesetzt werde. Das Recht hängt umgekehrt grundsätzlich an der Form (summum jus summa injuria) und es muß zunächst an der Form hängen, denn nur so vermag es zu der über den Parteien stehenden, beiden Theilen trotz entgegenstehender Interessen als gerecht sich aufzwingenden, nicht aus den Einflüssen des Augenblicks, sondern aus feststehenden, überlieferten, gemeingültigen Grundsätzen hervorgehenden Entscheidungen zu gelangen. Es hängt damit zusammen, daß das Recht zwar nicht begrifflich den Zwang fordert, aber doch der zwangsweisen Verwirklichung zustrebt, während das Wesen der Kirche den Zwang verabscheut, denn nur die freie Anregung des Göttlichen ist von geistlichem Werth.“ (S. 1 f.)

Wer von uns wollte nicht von ganzem Herzen den Satz unterschreiben, daß „das Wesen der Kirche den Zwang verabscheut“? Denn allerdings will

Gott, wie Luther mit Recht so scharf betont, „keinen erzwungenen Dienst“. Ja, der Glaube und alles geistliche Leben läßt sich überhaupt gar nicht erzwingen. Und doch kann man nicht sagen, daß die Kirche allen und jeden Zwang irgend welcher Art ausschließe. Hat denn nicht die Kirche Recht und Pflicht, zu einem Pastor zu sagen: Entweder du predigst Gottes Wort recht u., oder du kannst nicht Pastor sein? Oder zu einem Gemeindeglied: Entweder du lebst wie ein Christ, oder du kannst nicht mehr unser Bruder sein? Mag man das nun „Zwang“ nennen oder nicht: jedenfalls ist — bei schärfster Durchführung der Trennung geistlicher und weltlicher Gewalt — die geistliche Gewalt immer eine Gewalt, analog der weltlichen.

Sohm will überhaupt kein „formales Recht“ in der Kirche, nur die „sachliche Wahrheit“ des „Wortes Gottes“. Also: Sobald irgend ein Methodist oder Stundenhalter daherkommt, mit dem „Charisma“ eines „Lehrbegabten“ ausgestattet, und irgend ein Haufe, die „Christenheit“ repräsentirend, „gestattet“ ihm zu predigen, so hat er — das „Recht“ zu predigen? Nein, sagt Sohm, „Recht“ nicht, denn „Kirchenrecht“ gibt es überhaupt nicht, sondern er thut es einfach „autoritär, kraft empfangenen Charismas im Namen Gottes redend“ (Anm. 5 auf S. 30).

„Wie Rechtsordnung mit dem Wesen des Staates in Einklang, so“, sagt Sohm, „steht Rechtsordnung mit dem innersten Wesen der Kirche in Widerspruch“ (S. 2). „Der Katholicismus behauptet das Dasein eines göttlichen Rechts“ (S. 12). „In der Hauptsache aber ist die protestantische und insbesondere die lutherische Verfassungsentwicklung durch die Ueberzeugung bestimmt worden, daß es kein ‚göttliches‘ Kirchenrecht gibt“ (S. 3).

„Das Wesen der rechtlichen Befugniß ist nicht, daß sie zwangsweise durchgesetzt werde, wohl aber, daß sie formaler Natur sei, das heißt, daß sie auf Grund bestimmter Thatfachen der Vergangenheit zustehe, ohne Möglichkeit der Kritik, ohne Rücksicht darauf, ob sie gegenwärtig als sachlich gerechtfertigt erscheint oder nicht“ (S. 23). Wie kann ein Gemeindebeschluß von gestern heute noch Geltung haben? Das ist nach Sohm undenkbar. Denn das wäre ja „formales Recht“.

„Die Christenheit ist organisirt durch die Vertheilung der Gnadengaben (Charismen), welche die einzelnen Christen zu verschiedener Thätigkeit in der Christenheit zugleich befähigt und beruft. (!) Das Charisma ist von Gott. So ist der Dienst (*diakonia*), zu welchem das Charisma beruft (!), ein von Gott auferlegter Dienst, in diesem Sinne ein von Gott gegebenes Amt, und zwar ein Amt im Dienst der Kirche (*Ecclesia*), nicht (!) irgendwelcher Ortsgemeinde. Vermöge der Vertheilung der Charismen hat die Kirche eine von Gott gegebene Organisation. Da gilt nicht abstracte Gleichheit aller Angehörigen der Christengemeinde. Da gilt keine atomisirende Anschauung, welche innerhalb der Gemeinde die Individuen nur zu zählen vermag, um ihnen allen, wahrheitswidrig genug, wie gleiche Art, so gleiches Recht zuzuschreiben. Da gilt Ueberordnung und Unter-



ordnung, und zwar eine von Gott gewollte Ueberordnung und Unterordnung, je nachdem Gott einem jeglichen die Gaben ausgetheilt hat zum Dienst in der Christenheit. Das Charisma findet Anerkennung und, soweit es zu leitender, führender, verwaltender Thätigkeit beruft, Gehorsam seitens der übrigen. Auch die Regierung in der Christenheit ist Regierung kraft Charismas, kraft eines von Gott gegebenen Berufs zum Regiment. Aber: Der Gehorsam, welchen das Charisma fordert, vermag kein Gehorsam kraft formalen Rechtsgesetzes, sondern nur freier Gehorsam zu sein (S. 26 f.).“ Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob nicht doch auch auf diese Weise so oder so immer wieder irgend ein ‚Kirchenrecht‘ herauskommt oder ob man das ‚geistliche‘ Faustrecht des ‚geistlich‘ Stärkeren oder sich für stärker Haltenden nur mit Unrecht als ein ‚Recht‘ bezeichnen kann.

„Das Wort Gottes ist die letztlich entscheidende Quelle für die Ordnung der Ecclesia. Darum kann die Ordnung der christlichen Versammlung nicht durch irgendwelchen Beschluß der Versammlung, etwa durch einen Selbstgesetzgebungsact der Gemeinde, sondern nur im Wege der Lehre festgestellt werden. Diese Lehre aber ist Sache des Lehrbegabten, welcher kraft seines Charismas autoritär das Herrenwort und die aus demselben sich ergebenden Folgesätze verkündigt“ (S. 29). Welche Verwirrung zwischen „Ordnung“ und „Lehre“, autoritärem Herrenwort und der Predigt eines „Lehrbegabten“!

„Die Lehrgabe ist zugleich die Gabe der Verwaltung und daher in der Lehrgabe als solcher der Beruf auch zur Verwaltung enthalten. Der Gegensatz von Lehre und Verwaltung, welcher die allgemein herrschende Lehre (oben S. 4. 6) annimmt, ist vielmehr für das Urchristenthum undenkbar, weil die Verwaltung in der Ecclesia keine Verwaltung im Namen irgend einer corporativ organisirten Gemeinschaft (etwa der Ortsgemeinde, deren Begriff vielmehr gar nicht vorhanden ist), sondern nur eine Verwaltung im Namen Gottes, d. h. eine Verwaltung durch das Mittel des Wortes Gottes sein kann“ (S. 36, Anm. 14).

„Liegt darin, daß die Gemeinde dem Lehrbegabten die Wortverkündigung ‚gestattet‘, etwa eine Ausrüstung zu dieser Thätigkeit, eine Ermächtigung, welche der Lehrberuf verleiht, ein Vorgang, welcher gewissermaßen den Rechtsgrund für das Auftreten des Lehrbegabten bildete? Nimmermehr. Sondern nur ein Zeugniß, eine Anerkennung, daß dieser Persönlichkeit von Gott der Lehrberuf (das Charisma) gegeben worden ist. Die Versammlung vermag keinerlei Charisma, Fähigkeit, Beruf (!) zur Lehrthätigkeit zu gewähren“ (S. 54). Man wäre geneigt, zu denken, Sohm könne doch wohl nur die unmittelbar von Gott berufenen Propheten und Apostel meinen. Allein er sagt dies alles ganz allgemein von dem „Lehramate“ des „Urchristenthums“ überhaupt.

„Die an dieser Stelle, sowie überhaupt für die ganze Gedankenreihe, welche uns bis jetzt beschäftigt hat, entscheidende und grundlegende That-

sache ist diese: es gibt keine Gemeinde innerhalb der Christenheit mit irgendwelcher, die einzelnen bindenden, zusammenfassenden rechtlichen Organisation. Es gibt vielmehr nur Versammlungen (Ecclesien), bald große, bald kleine, bald hier, bald da, und alle diese Versammlungen sind gewissermaßen nur Wellen, auf- und niedersteigend, kommend und gehend in dem großen Strom der Christenheit, das Leben, das Wirksamwerden, die sichtbare Erscheinung der Christenheit bedeutend, aber ohne irgendwelche rechtliche Vertretungsgewalt. Hat die Versammlung sich aufgelöst, so ist ihre Spur nicht mehr zu finden. Vor ihr wie in ihr und nach ihr besteht nur eine einzige Größe, die ganze Christenheit auf Erden, und diese Christenheit (Ecclesia), der Leib Christi, verträgt kraft ihres Wesens keine menschliche, d. h. keine rechtliche Gewalt" (S. 65 f.). Anstatt vieler haben wir hier eine Stelle, welche deutlich zeigt, daß Sohm, wie alle Pietisten, nur die unsichtbare Kirche kennt, die sichtbare aber sich ihm völlig in Conventikel auflöst. Die Ausrede, er habe hier vor der Hand nur die „geschichtliche Grundlage“, nicht seine eigene Meinung geben wollen, trifft hier nicht zu. Denn für einen Christen ist doch wohl die heilige Schrift mehr als bloße geschichtliche Urkunde.

„Auch für die Vermögensverwaltung gilt nicht Gemeindeprincip im modernen Sinne des Wortes, sondern Autoritätsprincipverwaltung nicht kraft Gemeindeauftrags, sondern kraft des Auftrags, welcher von oben her, von Gott durch das Charisma gegeben worden ist“ (S. 78).

„In der Christenheit wird es immer Apostel (Evangelisten), Propheten, Lehrer geben, aber nicht nothwendig in jeder Christenversammlung. Weil zu dem Predigtamt als Lebensberuf nicht irgendwelcher Auftrag seitens der Gemeinde oder seitens einer andern menschlichen Instanz, sondern allein der besondere Auftrag Gottes durch das verliehene außerordentliche Charisma zu berufen im Stande ist, so liegt es auch ganz außerhalb der Macht einer Christenversammlung, sich einen solchen berufsmäßigen Prediger durch ihren Entschluß zu verschaffen“ (S. 80).

„Die Erwählung, Bestellung zum Bischof nebst der Handauslegung gibt keine formelle Stellung zur Gemeinde, noch irgendwelche bestimmte, rechtlich zugetheilte Amtsthätigkeit. Sie ist lediglich ein Zeugniß geistlichen Inhalts von der Befähigung dieses Mannes, bischöfliche Thätigkeit in der Gemeinde, in der Versammlung zu entwickeln. Die Stellung des ‚bestellten‘ Bischofs ist ausschließlich von thatsächlichem, nicht von rechtlichem Gewicht“ (S. 121).

„Die Frage nach der Entstehung des Katholicismus ist gleichbedeutend mit der Frage nach der Entstehung von einem göttlich geordneten Kirchenrecht“ (S. 160). Ebenso: „Die Lehre, daß das öffentliche Predigtamt als solches juris divini sei, steht auf katholischem Boden. (!) Sie hat zur Voraussetzung, daß die öffentliche Versammlung (die Hauptversammlung) der Christenheit geistlich mehr oder in irgend einem andern Sinne



Kirche sei als jede andere Versammlung von Christen in Christi Namen. Sie hat darum das Wort des Herrn: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, — gegen sich" (S. 499, Anm. 31). Sohm sagt selbst: „Durch diese Gedankenreihe aber ist zugleich jeder Rechtsordnung in der sichtbaren Kirche der Boden hinweggenommen" (S. 500). Allerdings, denn es ist das „Kirchenrecht" der Schwarmgeister und Stundenhalter, denen er das Wort redet.

„Soll darum aber alle Ordnung in der Kirche Christi ausgeschlossen sein? Soll in jeder Versammlung der Gläubigen jeder das Wort ergreifen? Soll jede Versammlung der Gläubigen jederzeit jedes Stück der Kirchengewalt ausüben?" Auf diese Frage gibt der neueste Anwalt aller methodistischen Schwarmgeister und pietistischen Stundenhalter folgende Antwort: „Das ist nicht die Meinung! Es soll in der Kirche Gottes alles ‚ordentlich zugehen‘. Es soll die Kirche Gottes ‚kein Babel‘ werden. Ja, das Reich Gottes, die Kirche Gottes hat eine gottgegebene Ordnung durch die charismatische Organisation, welche die Christenheit zu einem gegliederten Leibe Christi macht, eine Ordnung, welche ihre Verwirklichung in der Christenheit fordert. Aber die Ordnung der Kirche Gottes wird wirksam nicht durch das Recht, sondern durch die Liebe. ‚Die Liebe ist das Höchste.‘ Die Liebe bringt die charismatische Organisation zum Leben. Die Liebe treibt den einen, seine Gabe, so seine Lehrgabe, in den Dienst des andern zu stellen. Sie treibt ihn zum Predigen. (!) Die Liebe treibt den andern, die Gabe des Begabten walten zu lassen und zu empfangen, was Gott durch diese Gabe gibt. Sie treibt ihn zum Schweigen und Hören. In der Versammlung hat niemand ein Recht, die andern zu lehren. Sein Predigen und Wortverwalten hat die Gestattung der andern zur Voraussetzung. Aber kraft Liebespflicht muß ihm das Wort gestattet werden, sobald die Versammlung in ihm den sonderlich Begabten anerkennt" (S. 494 ff.).

Doch es möge genug sein mit diesen Anführungen, die wir, wenn es erfordert würde, noch um Duzende vermehren könnten. Denn es ist solcher und ähnlicher Sätze eine so große Zahl, daß wir uns nicht einmal die Mühe gegeben haben, die pikantesten und schlagendsten auszuwählen. Nur eine Stelle möchte noch von speciellem Interesse gerade für uns „Missourier" sein. Die nämlich, wo er das aus der Feder eines großen Lehrers dieses Jahrhunderts stammende, vorzüglichste Handbuch für Kirchenrecht, welches je geschrieben worden ist, mit wenig Worten abfällig also beurtheilt: „Auch die independentistisch gerichteten Lutheraner halten wenigstens für die Einzelgemeinde an der inneren Nothwendigkeit einer Verfassung nach rechtlicher Art fest. Vgl. z. B. C. F. W. Walther, Die rechte Gestalt einer vom Staate unabhängigen evangelisch-lutherischen Ortsgemeinde. St. Louis, Mo. 1885, S. 46 ff. und unten § 36 Anm. 45." (S. 468, Anm.) Im Anschluß hieran

sei es uns aber endlich noch gestattet zu erwähnen, nicht nur, daß die lutherische Lehre von der Amtsübertragung, seither in der Regel von den romanisirenden „Lutheranern“ auf's Bitterste bekämpft, nunmehr auch in Sohm einen erklärten Gegner findet (S. 500—503), sondern daß wir „Missourier“, weil diesmal von der Seite der Schwarmgeister bekämpft, merkwürdiger Weise nun sogar mit einem Kliefoth auf einer Seite stehen. Denn in einer Anmerkung (33) zu Seite 500 (auf Seite 502) verwirft Sohm auch Kliefoths Uebertragungslehre, weil Kliefoth (Acht Bücher von der Kirche, S. 19 und 208) die Kirche (in seinem romanisirenden Sinne nämlich) die Inhaberin des Gnadenmittelamtes nennt.

Rehren wir nunmehr zu unserm Ausgangspunkt zurück, so können wir es nicht unterlassen, unser aufrichtiges Bedauern darüber auszusprechen, daß ein Mann wie Sohm, der mit so außergewöhnlichen Gaben und Gelehrsamkeit ausgestattet, zugleich, was man heutiges Tages bei einem Juristen so äußerst selten findet, es über sich gewonnen hat, bei Beurtheilung geistlicher Dinge die Juristenbrille abzulegen und mit so überraschender Klarheit und Entschiedenheit gegen alles und jedes Pabstthum in der Kirche Front macht — sich dergestalt hat in Schwarmgeisterei verlieren können. Nichtsdestoweniger behalten seine geschichtlichen Ausführungen über die Entstehung des Staatskirchentums (abgesehen natürlich von seinen zwischeneingestreuten schwärmerischen Irrthümern) ihren ungeschmälerten Werth.

Zur Sache selbst möge es uns zum Schlusse noch gestattet sein zu bemerken, daß es allerdings die Noth der Zeit gewesen ist, welche Luther gehindert hat, allbereits damals der nach ihm genannten rechtgläubigen Kirche die rechte Gestalt zu geben. Er hatte eben noch nicht „die Leute“ dazu. Das arme, „lutherische“ Christenvolk, in großen Schaaren aus der Pabstkirche ausgetreten, befand sich noch in allzugroßer Unwissenheit. Da hat man eben zu „der Liebe Amt“ gegriffen. Es half, wer helfen konnte, gleichwie beim plötzlichen Entstehen einer Feuers- oder Wassersnoth hilft, wer helfen kann. Es waren die gottseligen Fürsten damaliger Zeit, welche der Kirche diesen Liebesdienst leisteten. Allein die Kirche der nachreformatorischen Zeit — so vieles auch immer zu ihrer Entschuldigung angeführt werden möchte — versäumte die ihr gestellte Aufgabe, die „Leute“ zur Selbstständigmachung der Gemeinden zu erziehen, ja im Drange der Zeit mit all ihren Arbeiten und Kämpfen erkannte sie wohl nicht einmal dies als ihre Aufgabe. Die „Epigonen“ aber, wie Sohm richtig bemerkt, „die reformatorischen Männer zweiten Ranges“ (wir nennen mit ihm ausdrücklich nicht einen Chemnitz, sondern Melancthon) halfen der Kirche eine neue babylonische Gefangenschaft bereiten, welche nunmehr im Laufe der Jahrhunderte in mehr als einer Beziehung schlimmer geworden sein dürfte als diejenige unter dem Pabste war. Genug, der Segen der Reformation war in dieser Beziehung wieder dahin, und — von anderm zu geschweigen — die Durchführung der Reformation in der Praxis, namentlich auf dem



Gebiete des Kirchenrechtes, unterblieb. Die Leichname der beiden Zeugen (Offenb. 11) lagen auf der Gasse.

Indessen, wenn der Herr seine Kirche segnen will (im Ganzen wie im Einzelnen), so führt er sie in Noth, und wenn sie in Noth ist, so hilft er ihr. Das helle Licht von der Seligkeit allein aus Gnaden, von der Rechtfertigung durch den Glauben leuchtete wieder so hell empor, wie nur je in den Tagen der Reformation. Und: die Noth der Zeit hat zum Auszuge aus dem Babel der Landeskirchen geführt. Um den Abend ist es Licht geworden (Sach. 14, 7.), sonderlich im fernen Abendlande. Da ist auch die schriftgemäße lutherische Lehre von Kirche und Amt, da ist das rechte göttliche Kirchenrecht in die Praxis eingeführt. In einer Weise, wie noch nie seit der Apostel Tagen, ist die christliche Gemeinde wieder als Freikirche in die Erscheinung getreten. Die lutherische Reformation hat das „kanonische“ Recht des Papstes verurtheilt und das göttliche Kirchenrecht klargelegt. Der Mann, durch welchen das göttliche Kirchenrecht in die Praxis übergeführt ist, ist Dr. C. F. W. Walther. Wir sagen dies nicht, um Menschen zu rühmen. Gott allein die Ehre! Wir sagen dies aber, um uns selbst und unsern Glaubensgenossen hin und her in's Gedächtniß zu rufen, was Gott in seiner Barmherzigkeit noch in diesen letzten, betrübnen Zeiten an uns, und gerade an uns gethan hat. Oder sollte etwa auch an uns das Wort in Erfüllung gehen müssen: „Der Undank wird's nicht bleiben lassen?“  
 Hübenner.

## B e r m i s c h t e s .

Ueber den Character der modernen Theologie und die rechte Weise der Bekämpfung derselben hat sich Dr. W. Kölling in einem Vortrage auf der Augustconferenz so ausgesprochen: „Ein volles Jahrzehnt ist seit dem Lutherfest vergangen. Was an Segen hat es für die lutherische Theologie und Kirche gebracht? Es hat die Erinnerung an Luthers Heldengestalt in unserm Volke aufgefrischt. Das kann niemand leugnen. Es hat aus den Bibliotheken manches zu Luthers Schriftennachlaß gehörige vergilbte Blatt an's Tageslicht gebracht. Auch das ist freudig zu begrüßen, denn jede Zeile, die der Megalander — so pflegt der große Abraham Calovius Luthern zu nennen — geschrieben, hat ja an sich einen sehr hohen Werth. Was hat uns aber das Lutherfest nicht gebracht? Es hat unserm Volke Luthers innerstes Wesen nicht wieder erschließen helfen. Keine der im Jahre 1883“ (in Deutschland?) „erschiedenen Lutherbiographien hat den Luther voll verstanden. Keine ragt in ihrer Bedeutung auch nur entfernt heran an die kleine herrliche Schrift des württembergischen Pfarrers Ch. G. Eberle ‚Luthers Glaubensrichtung‘ (Stuttgart, bei Liesching. 1858). Daß Luthers

Mutter wahrscheinlich nicht eine geborne Lindemann, sondern eine geborne Ziegler gewesen, das und manches andere an der äußersten Peripherie Liegende hat man aus alten Acten eruiert, aber kein Biograph, auch Köstlin nicht, wir sagen das salvo honore debito gegen den namhaften Gelehrten, hat das majestätische Bild des deutschen Apostels und Propheten nach Tiefe und Höhe ganz zu zeichnen vermocht. Die Einzigartigkeit des größten Rüstzeuges, welches der Herr seit der Apostel Zeit seiner Kirche überhaupt geschenkt, des Mannes, der auch einen Athanasius und Augustin um Haupteslänge, der einen Gregor von Nyssa, einen Anselm und einen Johannes Gerhard um mehr als Haupteslänge überragt, ist unserm Volke nicht zu neuem, vollständigem Verständniß gekommen. Es ist das nicht böser Wille, sondern es ist tief begründet in der Thatsache, daß der gewaltige Realist Luther, der in der evangelischen Heilslehre lauter herrliche himmlische Wirklichkeiten glaubte und bekannte, nicht begriffen werden kann von den Sie et non-Männern der modernen Theologie. Sie können wohl in etwas den Protestant Luther, den Sänger des herrlichen Schlacht- und Siegesliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott“ begreifen, aber niemals den Zeugen des Evangeliums, den Sänger des herrlichsten Liedes unserer Kirche: „Gelobet seist du, Jesu Christ.“ Die Stürme, welche seit nahezu zweihundert Jahren über die evangelische Braut Christi lutherischer Obsevanz“ (?) „dahinbrausen, haben das Verständniß für die innersten Heiligtümer lutherischer Heilslehre verdunkelt. Der Pietismus hat die starken Geister unsers Volkes verloren, der Rationalismus hat die Massen verloren. Die moderne Theologie, die da ihrem innersten Wesen nach eine *ενωσις σχετική* zwischen Pietismus und Rationalismus darstellt, ist unfähig, den Schaden wieder gut zu machen. Sie vermag weder mit ihrer pietistischen Weichlichkeit den starken Geistern zu imponiren, noch mit ihrer rationalistischen Kritikasterei die Massen zurückzuführen. Die Hoffnung, die starken Geister wieder für Christum zu gewinnen und die Massen wieder überwunden unter dem Kreuze Christi niederzulegen, kann sich nur erfüllen, wenn die herrlichen Grundgedanken lutherischer Heilslehre in ihrer reinen Schönheit und in ihrer himmlischen Urkraft vor unserm Volke wieder mit heißer Liebe und mit feurigen Zungen bekannt werden. . . . Das Banner mit dem *ῥέγραπτα* und mit dem sola fide kann aber nur entfaltet werden, wenn diejenigen Theologen, welche in der lutherischen Orthodoxie den adäquaten Ausdruck der evangelischen Heilslehre sehen, sich entschließen, zur modernen Theologie eine völlig neue Stellung einzunehmen, das heißt, sie principieell<sup>1)</sup> zu bekämpfen. Es ist ein verhängnißvoller Fehler, welchen auch viele von denjenigen treuen und lieben Männern machen, die auf der confessionell gestimmten kirchlichen Rechten stehen, daß sie die moderne Theologie an sich als eine vollendete Thatsache hinnehmen, beziehungsweise als

1) von uns hervorgehoben. „L. u. W.“



solche anerkennen, und daß sie in dieselbe von den alten Schätzen lutherischer Theologie so viel hinüber zu retten suchen, als sich ohne principielle Bekämpfung der modernen Theologie als eines Ganzen retten läßt. Dadurch ist die theologische Arbeit auch vieler Vertreter der kirchlichen Rechte gedrückt, ängstlich, sie leidet an Blutleere, an Bleichsucht. Es ist ein constitutionelles, ein parlamentarisches Moment in die theologische Arbeit eingetragen. Die Furcht vor den Schulhäuption, vor der Partei reißt den Theologen die Schwungfedern aus, und das ist darum zu beklagen, weil es sich in der Theologie nicht, wie in politischen Kämpfen, um eine relative, sondern um die absolute Wahrheit und deren Eruirung handelt. Uns schwebt als höchste Aufgabe der lutherischen Theologie vor, daß sie sich zwar den ganzen theologischen Apparat, an dessen Ausgestaltung sich auch die neuere Theologie eifrig und auf manchen Specialgebieten erfolgreich theiligt hat, aneigne, daß sie aber auf Grund des alten herrlichen lutherischen Formal- und Materialprincips in kühner Geistesarbeit die alte Wahrheit wieder aufbaue, ohne sich irgend zu fragen, was sagt die moderne Theologie hierzu. . . . Freilich muß der principielle Kampf gegen den Modernismus mit reinen und feinen Waffen geführt werden. Nicht der *παλαιός Ἀδάμ* des Theologen soll ihn führen, sondern das *τέχνον τοῦ θεοῦ* in ihm. Die Kategorien dieses Kampfes sind nicht zu entlehnen den leidenschaftlichen Parteikämpfen, wie sie sich auf politischem Gebiete abspielen. *Ὁδὸς οὐ τὼς παρ' ὁμῶν.*“

Ueber „das Weltparlament der Religionen“ schreibt Stöcker in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“: „Für mich — sagte der Präsident der Weltausstellung von Chicago, Mr. Giginbotham —, ist dieser religiöse Weltcongreß das stolze Werk der ganzen Ausstellung.“ Jedenfalls war diese merkwürdige Versammlung der sonderbarste Theil derselben. An sich ist es ein großer und eigenartiger Gedanke, alle Religionen der Welt oder doch so viele als möglich mit einander in Berührung zu bringen. Aber dann muß dies geschehen, um die Wahrheit zu erforschen“ (das Christenthum hat die Wahrheit), „und im heißen Geisterkampf dem Christenthum die Palme des Sieges zu erstreiten. Eine bloße Zusammenkunft von Religionen, wobei die Vertreter derselben beinahe drei Wochen hindurch Reden halten, ohne daß die Irrthümer darin an das Licht gestellt und widerlegt werden dürfen, ist im Grunde unfruchtbar. Vielleicht könnte sie helfen, die Glieder der heidnischen Religionen mit besseren Vorstellungen vom Christenthum zu erfüllen und im weiteren Verlauf von der Verfolgung christlicher Missionen abzuhalten. Aber diese Religionsgenossen sind doch wieder zu sehr bloße Einzelpersonlichkeiten, als daß sie auf ihre Völker zurückzuwirken vermöchten. Es ist vielmehr zu fürchten, daß, nachdem man christlicherseits den Heiden so viel Schönes gesagt hat, sie den Missionaren, welche zu ihnen kommen, mit den Reden von Chicago entgegentreten und auf die Verkündigung des Evangeliums erwidern werden: Dort habt ihr uns zugestanden, daß alle Religio-

nen Wahrheit enthalten, also verschont uns hier mit der Behauptung, daß euer Christenthum allein die Wahrheit ist. Oder, was noch wahrscheinlicher ist, der Congreß wird überhaupt keine weiteren Folgen haben, sondern auseinandergestoben sein, wie er zusammengefliegen ist; das wäre dann wohl der beste Erfolg, wenigstens der unschädlichste. Zu verwundern ist nur, daß so manche europäische Theologen dem Rufe der Aufforderung gefolgt sind, ihre Namen zur Unterstützung des Unternehmens herzugeben. Selbst Dr. Luthardt von Leipzig wurde in Chicago vielfach als einer genannt, dessen Unterschrift dem Parlament zur Förderung gedient habe. Im übrigen war das Urtheil der Christen in America sehr getheilt. Daß Mr. Barrows, der Präsident, ein ausgezeichnete presbyterianischer Geistlicher, die Sache dem Reiche Gottes zu Ehren, nicht als eine große Schausstellung, veranstaltet habe, — big show, wie es hieß — darüber waren die, welche ihn kennen, einer Meinung. Aber viele Christen sprachen es offen aus, daß das Ganze ein Mißgriff sei; für Heiden habe das Christenthum die Mission, nicht ein Parlament. Höchst interessant war immerhin das Bild, welches der Congreß darbot. Indier in ihren orangefarbenen und weißen Kleidern, Chinesen in weiß und roth, Japaner in Regenbogenfarbe, ein Ceyloneze in gelber Seide, schwarze, braune, gelbe Gesichter: das alles im Verein mit den Vertretern der Christenheit bot ein mannigfaltiges und buntes Schauspiel, in dessen Mitte der Cardinal Gibbons im vollen Ornat“ (das paßte zu den orangefarbenen Indiern 2c.) „mit andern Bischöfen der katholischen Kirche die seltsamste Rolle spielte. Er, der römische Kirchenfürst, hielt das Eingangsgebet; und er ebenso wie die andern Redner seiner Kirche verfehlten nicht zu bemerken, daß trotz aller Anerkennung für die übrigen Religionen der katholische Glaube den Anspruch erheben müsse, von jedem aufrichtigen Menschen verehrt, wenn möglich angenommen zu werden. . . . Auf die Eröffnungs-Ansprache des Präsidenten durfte man mit Recht gespannt sein; eine schwierigere Aufgabe, als die seine, war einem Redner niemals gestellt. Im Grunde war sie unlösbar. Jede Religion und Irreligion, jede Kirche und Secte mußte als auf dem Congreß berechtigt anerkannt werden. Daß derselbe eine Schule vergleichender Religionskunde genannt wurde, mochte noch hingehen. Aber wenn den Heiden gesagt wurde, niemand verlange von ihnen das Aufgeben ihrer Ueberzeugung, und wer es thue, sei der Stätte im Parlament nicht würdig, — so war das schon mehr, als das Evangelium verträgt. Aber als nun den einzelnen Theilnehmern in der schmeichelhaftesten Weise Complimente gesagt wurden, da ging die Rede stellenweise über das hinaus, was einem Christen erlaubt ist. Der großen katholischen Kirche sagte der Redner, daß er für ihre Theilnahme nie dankbar genug sein könne. Die Juden nannte er das beständige Wunder der Nationen und Religionen, die wundervollste aller Rassen und die zäheste aller Religionen. „Wie einige derselben willens sind, sich alttestamentliche Christen zu nennen, so will ich mich als einen neutestamentlichen Juden bezeichnen.“ Indien

hieß die Mutter der Religionen, Japans heilige Berge mußten sich ebenso feiern lassen wie Indiens heilige Ströme; dieselbe Sonne, welche den Kalvarienberg beschien, hat auch am Nil und Ganges eine gewisse himmlische Erleuchtung geschaffen und ein heiliges Verlangen wachgerufen. Man mag auch solche Aeußerungen noch als Rhetorik" (!) „gelten lassen; Momente der Uroffenbarung sind ja in allen Religionen vorhanden, und in einem gewissen Sinne darf man wohl von der allgemeinen Bruderschaft aller Menschen, von der Gotteskindschaft" (?) „aller Völker reden. Aber es bleibt doch dabei, daß Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, daß seine Apostel dem Heidenthum nur die Forderung der Befeuerung entgegenbringen. Hier aber wurde gesagt: Ich bin froh und dem Allmächtigen dankbar, eure Angesichter zu sehen, eure Rede zu hören. — Wer die Sache seines eigenen Glaubens fördern will, muß zuvor die Wahrheit in andern Religionen erkennen und anerkennen. — Wenn man glaubt, daß Völker und Religionen zum Theil durch Unkenntniß und Vorurtheil getrennt sind, wie soll nicht das Parlament dazu beitragen, jene zu beseitigen, dieses zu mildern.‘ Ich glaube‘ — sprach der Redner mit einer gewissen Begeisterung — ,der Geist Pauli ist hier, der Geist des weisen und humanen Buddha ist hier!‘ Auch Lessing wurde als Apostel der Toleranz angerufen. Daneben trat ja die Wahrheit und Herrlichkeit des Christenthums hervor, leise und schonend war von den Irrthümern des Menschengesistes die Rede; daß die Versammelten von Sünde und Irrthum frei werden möchten, erklang als Hoffnungswort. Aber man hatte doch von der Eröffnungsansprache den Eindruck, daß diese Art, das Christenthum und die andern Religionen in Parallele zu stellen, dem Beweis des Geistes und der Kraft, wie er aus Christenmund kommen muß, nicht entspricht. Nicht in der Absicht des Redners, aber in der ganzen Situation lag etwas wie Verschweigen, während doch dem Heidenthum gegenüber nur ein volles Zeugniß am Platze sein kann. Allerdings trat auch dieses Zeugniß von der Macht und Wahrheit des Evangeliums hin und wieder aus den Verhandlungen heraus. So sprach es Graf Andreas Bernstorff offen aus, daß ihm das Christenthum die einzig wahre Religion sei, daß er nicht gekommen sei, um die Gleichheit der Religionen anzuerkennen und daß er wünschen müsse, alle Menschen würden erlöste Jünger Jesu. Besonders interessant war es, als eine Parsifrau von dem Präsidenten angemeldet wurde, von welcher er und jedermann denken mußte, sie sei auch der Religion nach eine Parfi. Aber gleich bei den ersten Worten stellte sich heraus, daß sie persischer Abstammung, aber christlichen Glaubens war. Mit der größten Begeisterung sprach sie von ihrer Seligkeit in der Gemeinschaft mit dem Herrn und legte der Versammlung die Bitte ihrer christlichen Schwestern vor, es möchten alle, die auf dem Congreß seien, Jesu ihr Herz schenken. — Zuweilen kam auch aus dem Munde von Heiden ein freundliches Zeugniß für das Christenthum. So erklärte ein Anhänger des Brahmo Somadsch, daß das Christenthum wie keine



andere Religion Gott als den Vater der Menschen geoffenbart habe, so daß davon alle Religionen lernen müßten. Aber ein anderer Befenner derselben Religion vermischte den Eindruck wieder, indem er sagte, daß die Indier in uralter Zeit den lebendigen Geist angebetet hätten, daß nichts ihre religiöse Lebenskraft zerstören könne, und daß sie auch jetzt wieder keinen andern Geist verehrten. Wenn solchen Worten ein grenzenloser Applaus folgte, so mußte das auf die Heiden nothwendig einen ungünstigen Eindruck machen. Freilich noch verzeifelter war die Thatsache, daß in zahlreichen Unitarierkirchen Chicagos an den Sonntagen während des Weltparlaments Anhänger des Brahmo Somadsch predigten. . . . Das Schlimmste leistete leider ein Hannoveraner, Professor Brodbeck, der eine ganz neue Religion vortrug, die er Idealismus nannte, eine Religion ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit, die aber, wie er behauptete, in Deutschland Millionen Anhänger habe. Ein solche offene Aussprache von Irreligiosität war doch auch den gleichgiltigen Americanern zu stark; in den christlichen Kreisen erregte sie den äußersten Unwillen, im Hause Moodys den tiefsten Schmerz. Immerhin war es echt deutsch, anstatt einer wirklichen Religion ein Surrogat anzubieten, damit man doch nicht geradezu religionslos sein müsse. Freilich hat dieser Versuch nicht einmal auf die Deutschen einen Eindruck gemacht."

**Die Ursache der traurigen Verwirrung in der Freikirche Hannovers.** Ueber diesen Gegenstand äußert sich die „Hermannsburger Freikirche“ des Längeren also: Die im Anfang so herrlich aufblühende Freikirche unsers Hannoverlandes ist im Laufe der Zeit der Schauplatz mannigfacher kirchlicher Kämpfe geworden, und die äußere Folge dieser Kämpfe ist die Zersplitterung der Einen Freikirche in viele kleinere Gemeinschaften gewesen. Zunächst trennte sich ein kleiner Theil von der Einen Freikirche und schloß sich der Breslauer Freikirche an. Ein anderer Theil ging zur Sächsischen Freikirche über. Dann trat in der Einen großen hannoverschen Freikirche die Spaltung ein wegen der Amtslehre. Der kleinere Theil behielt bei dieser Trennung den Namen „hannoversche Freikirche“; der größere Theil nannte sich „Hermannsburger Freikirche“. In letzterer kam es nach einigen Jahren wiederum zur Spaltung wegen der Inspirationslehre. Die Gemeinde Hermannsburg hielt zum größten Theil fest an ihrem Pastor Ehlers, welcher der neuen, falschen Inspirationslehre anhing, und trennte sich dadurch von den übrigen Gemeinden, welche den Namen „Hermannsburger Freikirche“ beibehielten. Wie sehr diese Spaltungen der äußeren Ausdehnung der Freikirche in unserm Hannoverlande geschadet haben, das näher darzulegen, bleibt für später vorbehalten. Für dieses Mal sei die Frage erörtert: Woher kommt es, daß eine solche Verwirrung in der hiesigen Freikirche entstehen konnte? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir zurückgehen auf die kirchlichen Zustände unserer Gemeinden vor der Separation.

Damals war Hermannsburg das Centrum des kirchlichen Lebens, namentlich in unsern Lüneburger Landen, aber auch weiterhin. Von Hermannsburg

aus flossen Ströme lebendigen Lebens in andere Gemeinden, und an vielen Orten bildeten sich Versammlungen von solchen, welche mit allem Ernste darnach trachteten, selig zu werden. Diese kleineren Kreise von Gläubigen, welche fast überall in unserm Lüneburger Lande und auch weiterhin entstanden, hielten sich zunächst treu zu ihrer Kirche und zu ihrem Pastor. Aber meistens fanden sie an den in ihrer Kirche gehörten Predigten kein Genüge, und die Folge war, daß sie sich am Sonntag-Abend versammelten, um sich an einer vorgelesenen Predigt zu erbauen. Begabte Männer zur Leitung solcher Versammlungen fanden sich schon. Mit Gesang und mit Gebet begann die Versammlung, dann folgte das Vorlesen der Predigt, und mit Gesang und Gebet wurde geschlossen. Es blieb meistens noch Zeit, über christliches Leben zu sprechen. Zur Vorlesung wurden fast überall die Predigten von L. Harms oder von Hofacker gewählt, weniger von Luther, Müller, Uhlhorn &c.; die Predigten von Luther waren deshalb nicht beliebt, weil darin so viel von Pabst, Mönchen, Nonnen &c. vorkäme, was für unsere Zeit nicht passe. Alle diese kleineren Kreise blieben mit Hermannsburg in enger Verbindung. Alljährlich zu den Festtagen, und besonders zum Missionsfest wurde nach Hermannsburg gepilgert, und reich gesegnet und im Glauben gestärkt kehrten die Pilger wieder heim. In der Zwischenzeit wurde das Band mit Hermannsburg erhalten und gefestigt durch die Hermannsbürger Missionszöglinge, welche ihre Ferienzeit benutzten, um diese kleineren Kreise aufzusuchen und dort Missionsstunden zu halten. Diese wurden hier aufgenommen wie Engel Gottes; sie waren in der Regel ernste Christen mit heiligem Feuer und Eifer für des HErrn Sache. Wie wurde in den abendlichen Versammlungen gelauscht, wenn sie erzählten von den Wunderwegen Gottes, besonders von den Wegen, auf welchen sie selbst der HErr zum Glauben gebracht hatte! Daneben ließen die Zöglinge es sich angelegen sein, wenn irgend möglich in diesen Kreisen Singchöre zu bilden. Sie ließen sich keine Mühe verdrießen, die jungen Leute zum vierstimmigen Gesang anzuleiten. Ein bequemes Leben hatten die damaligen Missionszöglinge in ihren Ferien nicht, sondern es wurden viele Anforderungen an ihre Kraft gestellt. Gerade durch das Halten von Missionsstunden wurden immer mehr Seelen diesen anfangs nur kleinen Versammlungen zugeführt. So entstanden z. B. in Desingen, Al. Süstedt und Nettelkamp, Bleckmar, Molzen, Wendland, Amelinghausen, Meßhausen &c. größere Kreise. Die Leute nun, welche so sich vereinigt hatten zu abendlichen sonntäglichen Versammlungen &c., waren es, welche später hauptsächlich zur Freikirche übertraten. Von ihren Pastoren waren sie zum Theil innerlich schon lange gelöst, weil dieselben ihnen das Eine, was noth ist, meistens nicht genügend brachten. Aber waren diese Leute genügend vorbereitet, eine Freikirche zu bilden? Und da muß man antworten: Nein.

Worin bestand die Aufgabe von L. Harms? Die Leute zum geistlichen Leben zu erwecken. Wer seine Predigten kennt, der wird wissen, daß er

das Gesetz zu predigen weiß, wie kaum ein anderer, um die Menschen zur Erkenntniß der Sünden zu bringen; daß er aber auch das Evangelium gar trefflich predigt, um die erschrockenen Sünder zu trösten. Diese Predigten sind vorzüglich geeignet, sichere Sünder aus ihrem geistlichen Todesschlaf aufzuwecken und die Bußfertigen zu Christo zu führen. Das beweist ja die Erfahrung. Aber eigentlich lehrhaft sind sie nicht. Keiner, welcher diese Predigten gründlich kennt, wird behaupten wollen, daß sie besonders geeignet sind, den zum Glauben gekommenen in das ganze Gebiet der lutherischen Lehre einzuführen. Ebenso wenig sind dazu die Predigten von L. Hofacker geeignet. Und die Missionszöglinge kamen bei ihren Besuchen in jenen Kreisen ebenfalls nur höchst selten auf die Lehre zu sprechen. Vielmehr wurde das Interesse derer, welche sich zu diesen Kreisen hielten, alsobald auf die Missionsarbeit gelenkt. Darin ging dann alles Interesse auf. — Allerdings trieb Th. Harms mehr Lehre und suchte seine Gemeinde mehr in die lutherische Lehre hineinzuführen. Aber in seinen Predigtbüchern findet sich nicht viel davon. Und so kam es, daß damals, als die Separation vor sich ging, wohl christliches Leben, allerdings oft mit unlutherischem Beigeschmack, sich vorfand, aber ungemein wenig Erkenntniß in der reinen Lehre. Die symbolischen Bücher fanden sich wohl in einzelnen Familien, wurden aber fast gar nicht gelesen. Und der Unterricht im kleinen lutherischen Katechismus hatte bei den meisten älteren Laien, welche sich der Separation anschlossen, fast ganz gefehlt: sie waren im alten hannoverschen Landeskatechismus unterrichtet, worin der 7. Abschnitt von den Pflichten und Tugenden besonders durchgenommen war. — Lehrschriften waren unbekannt. Gelesen wurde das Hermannsburger Missionsblatt, das natürlich sich dem Hauptinhalte nach auf die Mission beschränken mußte, sowie das Kreuzblatt, das L. Grote wohl in recht volksthümlicher Weise schrieb, aber worin auch herzlich wenig von Lehre vorkam. Außerdem wurden durch Colporteurs die Schriften, in Hermannsburg gedruckt, und Schriften vom christlichen Verein verbreitet, allesammt nicht geeignet, die Erkenntniß zu fördern. Wäre später diese ganze Hermannsburger Bewegung nicht in das freikirchliche Bett geleitet durch Gottes Fügung, so würde voraussichtlich nach dem Scheiden der beiden Harms, welche so treu an der lutherischen Kirche festhielten, das kirchliche Leben nach und nach erstarben sein, oder es hätte einen schwärmerischen Charakter angenommen. Vorhanden war also in den mit Hermannsburg zusammenhängenden Kreisen unsers Landes vor der Separation: Inniges Glaubensleben, ein ernstes Trachten nach der Seligkeit, großer Eifer für das Werk der Mission; aber es fehlte die rechte Erkenntniß der reinen lutherischen Lehre in vielen Stücken. Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der reinen Lehre war man ganz im Unklaren. Dieser Mangel an Erkenntniß der reinen Lehre ist die Ursache der jetzigen traurigen Verwirrung in der Freikirche Hannovers geworden. Das Kreuzblatt allerdings ist in einer seiner letzten Nummern ganz anderer Ansicht und



schiebt die Schuld auf den Mangel an kirchlicher Ordnung und Leitung. Wir müssen gestehen, daß es allerdings eine Frucht der kirchlichen Leitung ist, wenn in der jetzigen hannoverschen Freikirche bis jetzt keine weitere größere kirchliche Spaltung eintrat. Aber wodurch ist diese Spaltung verhindert? Allein dadurch, daß das Kirchenregiment der hannoverschen Freikirche mit bewundernswerther Kunst es verstanden hat, das Gebiet der Lehre so wenig wie möglich zu berühren. Lehrfragen sind mit ängstlicher Scheu von den Synoden und aus den Gemeinden fern gehalten. Auf diese Weise ist es möglich, lange in scheinbarem Frieden zu leben, aber der Grundschaden ist nur verdeckt und verkleistert. Eine solche Kirchenleitung, welche den Frieden zu erhalten sucht auf Kosten des Wachstums der Gemeinden in der reinen Lehre, schadet der Kirche auf's Höchste und unterbindet das geistliche Leben in den Gemeinden. Da wird das Leben, welches ja durch die heilsame Lehre wachsen und zunehmen soll, ebenfalls immer mehr zurückgehen. Gott bewahre uns vor solcher Kirchenleitung! Gleich im Anfang der Separation machte sich dieser Mangel fühlbar. Wenn die Freikirchlichen gegründet gewesen wären in der lutherischen Lehre, so hätten sie nicht zugegeben, daß die hessischen Pastoren Gerhold, Pfaff, Wolff, Bingmann und Lucius, welche offene Anhänger der vilmarschen Amtslehre waren, in die Freikirche Hannovers gekommen wären. Aber die Laien hatten kaum den Namen „Lehre von Kirche und Amt“ gehört, viel weniger kannten sie dieselbe. Erst durch die vielen Schriften über diese Lehre lernten sie dieselbe kennen. Sicherlich wäre es nun die Aufgabe, sonderlich der Pastoren, gewesen, von Anfang an das Ziel zu verfolgen, die freikirchlichen Gemeinden in der reinen Lehre zu fördern. Es gibt ja der Wege dazu genug. Aber auf den Synoden z. B. wurde in den ersten 6 oder 7 Jahren ein Mal über die Lehre vom Bann verhandelt, und als sich bei dieser Verhandlung natürlich ein Gegensatz zu den Vilmarianern zeigte, wurde diese Lehre vor den Pastoren-Convent gewiesen. Sonst waren es Fragen der Verfassung, Kassensachen, Gesangbuchsvorlagen u., womit die Zeit hingebracht wurde. Erst als die äußere Verfassung, welche sich doch aufbauen soll auf der rechten Lehre von Kirche und Amt, ziemlich fertig war, zum Theil nach vilmarschen Grundsätzen und ohne daß die Gemeinden nur nothdürftig in der Lehre von Kirche und Amt Bescheid wußten, da begann wegen dieser Lehre der Kampf. Welche Verwirrung mußte entstehen, da die Gemeinden in dieser Lehre nicht Bescheid wußten und erst allmählich durch die Broschüren aufgeklärt wurden. Es mußte ja den Pastoren ein Leichtes sein, ihre Gemeinden bei deren Unkenntniß dieser Lehre für die Lehre zu gewinnen, welche gerade sie vertraten. Und so ist es denn auch größtentheils geschehen, daß bei der Spaltung die Gemeinden bei ihren Pastoren blieben. Vertrat der Pastor die rechte Lehre, so nahm die Gemeinde sie auch an, und umgekehrt. — Allerdings, nachdem jetzt auch nach der Spaltung die Lehre von Kirche und Amt von unserer Seite von neuem gründlich erörtert ist, gibt es doch sehr viele unter den

Gliedern der hannoverschen Freikirche, welche uns recht geben und nicht mehr so urtheilslos ihren Pastoren zustimmen. — Der Mangel an Erkenntniß der reinen Lehre ist dann die Ursache auch der weiteren Wirren in unserer Hermannsburger Freikirche gewesen. Unsere Aufgabe ist es daher, diesen wunden Fleck nicht zu vertuschen, sondern vielmehr recht in's Licht zu stellen. Und die Aufgabe der Leitung in unserer Kirche besteht im Besonderen darin, gerade zur Förderung in der Erkenntniß der reinen Lehre so viel wie möglich beizutragen. Hierzu sind ernste Arbeit, Gebet und große Geduld nöthig. Der Anfang ist gemacht; jetzt nur nicht müde werden. Ein Anfänger und Schüler ist nicht gleich ein Meister, aber kann es werden. Gottes Segen ist uns bei dieser Arbeit gewiß, und das Wachsthum in der Lehre wird den heilsamsten Einfluß ausüben auf das Leben in unsern Gemeinden. Beides steht in der innigsten Wechselbeziehung.

## Literatur.

**Das walte Gott!** Ein Handbuch zur Täglichen Hausandacht, aus den Predigten des seligen Prof. Dr. C. F. W. Walther, zusammengestellt von August Crull. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1893. 513 Seiten. Predigtbuchformat. Preis: Halbfranzösisch. \$2.50, in Goldschnitt \$4.00.

Tägliche, nach dem Kirchenjahre geordnete Hausandachten, zusammengestellt aus Dr. Walthers Predigten und Reden. Die einzelnen Abschnitte sind von Herrn Prof. Crull mit großem Geschick so gewählt, resp. so aneinander gefügt, daß sie die Auslegung eines vorangestellten Schriftabschnittes bieten. Zum Schluß jeder Andacht ist ein passender Liedervers beigelegt. Sollen wir das uns vorliegende Andachtsbuch kurz characterisiren, so möchten wir sagen: ebenso lehrreich, wie innig; und ebenso innig, wie lehrreich. F. B.

**Dr. Martin Luthers Sämmtliche Schriften.** Neunter Band. Auslegung des Neuen Testaments. (Schluß.) Neue, revidirte Stereotypausgabe. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1893. XI Seiten und 1895 Columnen. Preis \$3.75.

Dieser Band enthält: Die größere Auslegung des Briefes an die Galater und zwei einzelne Predigten über Gal. 1, 4. 5. („Des Mannes Gottes M. Lutheri lauterer und apostolisches Zeugniß von Christo für uns“) und Gal. 3, 23. 24. („Vom Unterschied zwischen dem Gesetz und Evangelio“); die Predigt über Epheser 6, 10—17.; vier Predigten über einzelne Theile des ersten Briefes an Timotheus; die Predigt über Titus 2, 13. („von unserer seligen Hoffnung“); die Auslegung des ersten Briefes Petri in erster und zweiter Bearbeitung, sowie fünf Predigten über das vierte und fünfte Capitel dieses Briefes; die Auslegung des zweiten Briefes Petri vom Jahre 1523; die erste und zweite Auslegung des ersten Briefes Johannis und vier Predigten über einzelne Theile dieses Briefes; die Auslegung der Epistel St. Judä; endlich „Auslegung vieler schöner Sprüche heiliger Schrift, welche Luther etlichen in ihre Bibeln geschrieben“ und „kurze Anmerkungen, welche Luther mit eigener Hand in sein Exemplar des Neuen Testaments geschrieben“. — Luthers Erklärung des Galaterbriefes wird hier von Herrn Prof. Hoppe in einer neuen, den lateinischen Text genau wiedergebenden Uebersetzung geboten. Sie füllt in diesem Bande die ersten 773 Columnen. Diese Schrift Luthers ist ja viel, aber nicht zu viel gelobt worden. Sie ist die gewaltigste mensch-

liche Schrift über die Centrallehre des Christenthums, nämlich über die Lehre von der Rechtfertigung, die es gibt. Auch Theologen wachsen nicht über diese Schrift hinaus. In ihr spiegelt sich in ganzer Fülle des Reformators der Kirche Erkenntniß vom Hauptartikel des christlichen Glaubens ab. In welcher Herzensverfassung Luther diese Epistel ausgelegt habe, sagt er selbst in seiner Vorrede vom Jahre 1538: „In meinem Herzen herrscht allein dieser Artikel, nämlich der Glaube an Christum, aus welchem, durch welchen und zu welchem bei Tag und bei Nacht alle meine theologischen Gedanken fließen und zurückfließen.“ Von dieser Schrift gilt noch insonderheit Dr. Sonntags Ausspruch: „Quo propior Luthero, eo melior theologus.“ J. P.

**Reden**, gehalten bei einer Versammlung der mit der Missouri-Synode verbundenen lutherischen Gemeinden Chicagos im Art Institute am 3. September 1893. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1893. 59 Seiten. Preis 15 Cts.

Die Betheiligung an dem mit der Weltausstellung verbundenen „Religions-Parlament“ hatten die Vertreter der Missouri-Synode abgelehnt. Doch hielt man es für passend, wenn in jenen Tagen, wo die Religion als eine Tagesfrage in den Zeitungen behandelt wurde, die Gemeinden von Chicago eine gemeinschaftliche Versammlung abhielten. Die hier mitgetheilten Reden sind also nicht vor dem „Religions-Parlament“, sondern vor den lutherischen Gemeinden Chicagos und solchen Fremden gehalten, die sich zu jener Versammlung einfanden. Die behandelten Themata sind die folgenden: 1. Was ist Lutherthum? (Prof. J. Pieper.) 2. Epochs of Lutheranism in America (Prof. A. Gräbner.) 3. Wir lieben unser Land und auch aus diesem Grunde lieben wir unsere Gemeindeschulen (P. S. Sauer.) 4. A free Church in a free State (Prof. A. Crull.) J. P.

**Die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt.** Eine Sammlung von Zeugnissen über diese Frage aus den Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche und aus den Privatschriften rechtgläubiger Lehrer derselben. Vorgelegt durch C. F. W. Walther, weiland Professor der Theologie an dem Concordia-Collegium zu St. Louis. Vierte Auflage. Zwickau i. S. 1894. Verlag des Schriftenvereins der separirten ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis \$2.50.

Wie wir aus der „Freikirche“ ersehen, so ist eine vierte Auflage von Walther's „Kirche und Amt“ erschienen. Zwar ist uns noch kein Exemplar der neuen Auflage zugegangen, aber aus Privatmittheilungen wissen wir, daß die vierte Auflage eine völlig unveränderte ist. So machen wir auf das Erscheinen dieser Auflage hiermit sofort aufmerksam. J. P.

**Noch einmal über die Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift.** Von D. A. W. Dieckhoff, Consistorialrath und Professor der Theologie zu Rostock.

Die erste Schrift Dieckhoffs „über die Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift“ hatte zwei Gegenschristen von Vertheidigern der alten kirchlichen Inspirationslehre veranlaßt, nämlich die von P. Greve, Director des ev.-luth. theol. Seminars in Breslau, „Der Kampf um die heilige Schrift und ihre Inspiration“, und die von W. Kohnert, luth. Pastor in Waldenburg in Schl., „Was lehren die derzeitigen deutschen Professoren der evangelischen Theologie über die heilige Schrift und deren Inspiration?“ Diese Entgegnungen beleuchtet Dieckhoff nun in seiner zweiten Schrift, die obigen Titel führt. Er bemerkt noch in der Einleitung, daß erst nach Vollendung seiner Arbeit die im gegenwärtigen Jahrgange von „Lehre und Wehre“ (Februar, März, April) erschienenen Artikel „Angebliche Widersprüche in der Bibel“ ihm bekannt geworden seien, und nimmt dann nachträglich in etlichen Anmerkungen von denselben Notiz. Es könnte scheinen, als hätte Dieckhoff überhaupt mit den Veröffentlichungen der Missouri-Synode über die heilige Schrift und die Inspiration sich auseinandergesetzt. Aber abgesehen von



den drei genannten Artikeln in „Lehre und Wehre“ und einem Artikel des „Lutheraner“ scheint er keinerlei Zeugniß unserer Synode über die Inspirationsfrage eingesehen zu haben. Und so haben wir auch keinerlei Nöthigung und Anlaß, dem neuesten Angriff Dieckhoffs auf die kirchliche Inspirationslehre neue Argumente für die alte Wahrheit entgegenzusetzen und auf früher Gesagtes nochmals zurückzukommen. Wir erinnern nur an solche Ausführungen, wie sie sich z. B. in „Lehre und Wehre“ 1888, S. 193 ff., und im Synodalconferenzbericht 1886 finden. Es genügen hier wenige Bemerkungen über den Inhalt der letzten Schrift Dieckhoffs. S. 2—35 beschäftigt er sich mit der Inspirationslehre Augustins und Luthers. Wir geben zu, daß manche Aussprüche Luthers sorgfältige Prüfung erheischen und daß sich darüber disputiren läßt, wie Luther dies und das gemeint hat. Hierüber verbreitet sich „Lehre und Wehre“ 1885, S. 329. Wer aber nach Lectüre von Luthers Predigten oder exegetischen Werken noch zu leugnen vermag, daß Luther wesentlich die altdogmatische, und das ist die altchristliche Auffassung der Inspiration getheilt habe, wer das nicht sieht, daß nach Luthers Lehre oder „Gesammtanschauung“ Alles, was die Schrift sagt, und zwar Wort für Wort, vom Heiligen Geist eingegeben ist, mit dem läßt sich schwer mehr disputiren. S. 35—50 kommt Dieckhoff nochmals auf etliche der früher von ihm geltend gemachten „Widersprüche“ innerhalb der Schrift zu reden. Hier berührt er zwar, was in „Lehre und Wehre“ über das προσφέρειν Matth. 8, 5, bemerkt war, läßt sich aber auf die gäng und gäbe Bedeutung dieses Ausdrucks adire aliquem, „Jemanden bittend angehen“, mit keinem Wort ein. Mag προσφέρειν auch öfter direct das Opferdarbringen, wie dies auch Sache der Laien war, bezeichnen, so ist doch bei der Redeweise προσφέρειν ἐπὶ τὸ θυσιαστήριον stets an ein Hinaufbringen des Opfers auf den Altar zu denken, welches eben durch die Priester vermittelt wurde. Was gegen die Ausführung über die Auferstehungsgeschichte im „Lutheraner“ 1892, S. 150, vorgebracht wird, findet in „Lehre und Wehre“ 1893, S. 198 ff., seine Erledigung. S. 51—78 sucht Dieckhoff die Unhaltbarkeit der Annahme, daß der Heilige Geist sich an die Eigenthümlichkeit der menschlichen Organe accommodirt habe, nachzuweisen. Eine Entgegnung unsererseits wäre hier nur in dem Fall indicirt, wenn er das, was in den Publicationen unserer Synode über diesen wichtigen Punkt bereits gesagt ist (vgl. z. B. „Lehre und Wehre“ 1886, S. 281 ff.; 1888, S. 195 ff.; 1892, S. 328 ff.), irgendwie berücksichtigt hätte. Der dogmatischen Erörterung über das Wesen der Inspiration S. 79—88 setzen wir zuversichtlich die in den letzten Nummern des vorletzten Jahrgangs von „Lehre und Wehre“ eingehend begründete Behauptung entgegen, daß γραφή θεόπνευστος nichts Anderes bedeuten kann, als eine Schrift, die eben als solche, wie sie vorliegt, also nach Form und Inhalt, von Gott eingehaucht ist, und daß ein solches Wirken des Geistes, das Dieckhoff „inspirirendes Wirken“ zu nennen beliebt und als concursus beschreibt, nur per nefas „Inspiration“ genannt werden kann. Eine gar schwache Partie ist der letzte Abschnitt der Schrift, S. 88—101, welche den „Schriftbeweis“ nachträgt. Eine Widerlegung dieser Exegese ist schon in früheren Erörterungen der betreffenden Schriftzeugnisse enthalten. Vgl. z. B. „Lehre und Wehre“ 1886, S. 161 ff.; 1892, S. 289 ff.; Synodalconferenzbericht 1888. Schließlich sei noch bemerkt, daß uns durch die vorliegende Schrift die Einwendungen Greves und Hohnerts gegen die moderne Inspirationsstheorie nicht im mindesten entkräftet zu sein scheinen. Indes wir überlassen es diesen Männern, ihre Position, die wesentlich auch die unsrige ist, falls sie es für nöthig erachten, weiter zu vertheidigen. G. St.

**The Lutheran Manual.** By *Julius B. Remensnyder*, D. D. New York: Boschen & Wefer Co., 96—98 Fulton Str. 1893. Preis \$1.00.

Dieses Handbuch ist vom Standpunkt der Partei innerhalb der General-Synode geschrieben, welche sich der lutherischen Lehre nicht schämt, sondern dieselbe bekennen will. Des Verfassers warmes Herz, ja, Begeisterung für die lutherische Kirche tritt in diesem Buch durchweg so klar hervor, daß jeder lutherische Leser davon angenehm berührt wird. Es thut dem Recensenten fast leid, daß er doch genöthigt ist, eine ganze Reihe von Ausstellungen, und zwar nicht bloß in nebensächlichen Punkten, zu machen. Die Lehre von der Rechtfertigung ist mit Recht in den Vordergrund gestellt, und der Verfasser redet über diese Lehre als den articulus stantis et cadentis ecclesiae so, daß jeder Lutheraner sich darüber von Herzen freuen muß. Um so mehr ist es Pflicht, auf einiges Unzutreffende, das sich eingeschlichen hat, aufmerksam

zu machen. Es heißt S. 31: „Während die Rechtfertigung durch den Glauben auch im calvinistischen System noch eine Stelle findet, so tritt sie doch zurück (is made secondary) hinter der absoluten Oberherrlichkeit und dem Decret Gottes, welches, ohne für den menschlichen Willen eine Sphäre der Freiheit zu lassen, die einzige Ursache des Glaubens ist.“ Dies ist theils zu kurz, theils zu weit geschlossen. Insofern im calvinistischen System Calvins Prädestinationslehre im Vordergrund steht, ist da gar kein Platz mehr für die biblische Rechtfertigungslehre, auch nicht im Hintergrunde. Die biblische Rechtfertigungslehre hat die allgemeine Gnade Gottes in Christo und die zuverlässige Mittheilung dieser Gnade durch das Evangelium, an welches der Glaube sich zu halten hat, zur Voraussetzung. Diese Voraussetzung ist aber durch Calvins Erwählungslehre zerstört. Das „calvinistische System“, im strengen Sinn genommen, ist überhaupt nicht Theologie, sondern eine Speculation über den absoluten Gott. Glücklicherweise vergessen viele Calvinisten ihr System und halten sich in der Praxis einfach an den Gott, wie er sich in Christo oder, was dasselbe ist, in Evangelium offenbart hat. Sie glauben die Gnade, die ihnen im Wort des Evangeliums um Christi willen zugesagt wird, und damit sind sie dann tatsächlich auf lutherisches Gebiet übergetreten. Aber das „calvinistische System“ an sich läßt keine biblische Rechtfertigungslehre aufkommen. Ueber das Ziel hinausgeschossen hat der Verfasser in den Worten: „ohne für den menschlichen Willen eine Sphäre der Freiheit zu lassen“ (without any sphere for the freedom of the will). Weil nach dem Zusammenhange, in welchem diese Worte stehen, von dem Zustandekommen des Glaubens die Rede ist, so wird der Leser auf die Gedanken kommen, als ob nach lutherischer Lehre dem Menschen ein freier Wille zum Glauben, also ein freier Wille in geistlichen Dingen zugeschrieben werde. Luther behauptete bekanntlich gegen Erasmus das *servum arbitrium*, und zwar als eine *conditio sine qua non* der biblischen Lehre von der Rechtfertigung. Calvins Lehre von der Prädestination und die Lehre von einer Freiheit des menschlichen Willens in geistlichen Dingen sind zwei einander entgegengesetzte Irrthümer. Nach biblischer Lehre ist der natürliche Mensch gänzlich unfrei in geistlichen Dingen, tot in Sünden, ein Knecht des Satans, und die göttliche Gnadenwirkung im Wort ist die einzige Ursache des Glaubens oder der Befehrung. Nicht ist ein Rest von menschlicher Freiheit in geistlichen Dingen, mag man denselben nun Selbstentscheidung, Verhalten oder sonstwie nennen, zur Mitursache des Glaubens zu machen, und doch ist andererseits die Gnade Gottes in Christo durchaus als eine allgemeine und ernstliche festzuhalten. Was hierbei als Geheimniß übrig bleibt, ist als Geheimniß stehen zu lassen. Wer nicht beides, die gänzliche Unfreiheit des menschlichen Willens zu geistlichen Dingen und die allgemeine, ernstliche Gnade Gottes zumal festhalten kann, der soll sich — um mit Luther zu reden — nicht mit Theologie, sondern mit Aepfelbraten beschäftigen. Er wird in der Theologie nur Schaden anrichten. Er wird nämlich entweder mit den Calvinisten die *universalis gratia* leugnen, und das ist ein sehr böses Ding, oder er wird mit den Synergisten die *sola gratia* in Abrede stellen und neben der Gnade Gottes den menschlichen Willen („Selbstentscheidung“, „Verhalten“) zur Ursache des Glaubens machen, was ebenfalls ein in der Kirche Gottes unleidliches Ding ist. Ferner sagt der Verfasser unter dem Capitel „Rechtfertigung durch den Glauben“ und in demselben Zusammenhang: „Während sie“ (die lutherische Kirche) „nie von der Fundamentalwahrheit abwich, daß die Seligkeit allein aus Gnaden erlangt wird, so hielt sie eben so fest an der andern Fundamentalwahrheit, daß die Seligkeit allein durch den Glauben erlangt wird, als das einzige Mittel, wodurch die Seele das Verdienst Christi sich aneignen kann.“ Wir fürchten, daß der Leser bei diesen Worten in diesem Zusammenhang auf den Gedanken kommt, daß nach lutherischer Lehre der Glaube als eine Einschränkung des „allein aus Gnaden“ aufzufassen sei. Das wäre aber eine durchaus verkehrte Auffassung der lutherischen Lehre. Nach dieser ist das „allein durch den Glauben“ eine nähere Erklärung des „allein aus Gnaden“. Weil wir „allein aus Gnaden“, d. h., durch die im Wort des Evangeliums geoffenbarte Gnade Gottes in Christo gerecht und selig werden, so werden wir auch „allein durch den Glauben“, und nicht durch eine uns inhärirende gute Beschaffenheit, gute Werke, gute Bestrebungen zc. gerecht und selig. Der Gnadenweg ist der Glaubensweg, und der Glaubensweg ist der Gnadenweg. So ordnet auch die Schrift die Begriffe. Röm. 4, 16.: διὰ τοῦτο ἐκ πίστεως ἵνα κατὰ χάριν, „deshalb aus dem Glauben, damit aus Gnaden“, oder wie Luther es besser deutsch wiedergegeben hat: „Deshalb muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen, auf daß sie sei aus Gnaden.“ Sobald jemand das „allein durch Glauben“ als eine Einschränkung

des „allein aus Gnaden“ darstellt, erzeugt er die Vorstellung, daß der Glaube eine Art menschliche Leistung sei und noch irgendwie aus dem freien Willen des Menschen resultire. Damit ist aber das „allein durch den Glauben“ der Schrift preisgegeben, denn die Schrift stellt den Glauben bei der Rechtfertigung in Gegensatz zu allen menschlichen Werken, Röm. 3, 28. Auch die Worte, welche im „Manual“ den eben besprochenen unmittelbar vorhergehen, bringen die lutherische Lehre für unsere Zeit nicht klar zum Ausdruck. Es heißt daselbst: „Die lutherische Kirche ist immer einig gewesen in der Verwerfung der düstern Irrthümer, welche in der Theorie von einer absoluten Wahl zum Glauben ihren Mittelpunkt haben.“ Der Ausdruck „absolute Erwählung“ ist zu unserer Zeit leider! zweideutig geworden. Den modernen Theologen (z. B. Luthardt) gilt als „absolute Prädestination“ die Lehre der lutherischen Kirche, daß nichts im Menschen die Ursache oder Veranlassung der Befehrung, Seligmachung und Gnadenwahl sei, und hierzulande nennen Zowaer und Ohior die Missourier „Calvinisten“, weil die Missourier die Befehrung und Seligkeit allein von Gottes Gnade, und nicht auch von dem „Verhalten des Menschen“ abhängig sein lassen. Kurz, nach dem Sprachgebrauch der neueren synergistischen Theologie bezeichnet man diejenigen als Vertreter einer „absoluten Prädestination“, welche die Befehrung, Seligkeit und Prädestination ganz vom menschlichen Verdienst loslösen und allein auf Gottes Gnade gestellt sein lassen. Allerdings hat die lutherische Kirche je und je die „absolute Erwählung“ der Calvinisten verworfen, nach welcher einmal die allgemeine Erlösung durch Christum und die allgemeine heilskräftige Wirkung Gottes in den Gnadenmitteln geleugnet wird und sodann die Erwählung selbst sich nicht auf Christum gründet und nicht die Heilsordnung als integrierenden Bestandtheil in sich schließt, sondern Christum und die Heilsordnung nur als Ausführung einer zu vorkünftigen Erwählung auffaßt. Ob nun unser „Handbuch“ eine „absolute Erwählung“ vom altlutherischen oder vom modern-lutherischen Standpunkte aus verwerfe, tritt nicht klar hervor. Ja, weil das Handbuch im Vorhergehenden den Schein erweckt, als ob es dem Menschen „ein Gebiet der Willensfreiheit“ in geistlichen Dingen gewahrt wissen wolle, so scheint es mit den Synergisten denjenigen Lutheranern eine „absolute Erwählung“ zuschreiben zu wollen, welche dem natürlichen Menschen jeden freien Willen in geistlichen Dingen absprechen. Auch ist — das sei nur noch nebenbei bemerkt — die Erwählung zum Glauben nicht etwa „calvinistische“, sondern lutherische Lehre, und die lutherische Kirche bekennt dieselbe ausdrücklich auf Grund von Apost. 13, 48. 2c. Concordienf. S. D. Art. XI, § 8. 45, Müller, S. 705. 714. „A faith quickened by love.“ klingt nicht lutherisch, sondern römisch (fides formata). Der Glaube gibt der Liebe das Leben, nicht ist es umgekehrt. Doch liegt hier bei dem Verfasser offenbar nur ein Versehen im Ausdruck vor. Er bestimmt vorher und nachher das Verhältniß von Glaube und Liebe richtig. Aber in Bezug auf das Verhältniß von Glaube und Werken muß man genau reden. — Doch wir müssen hier abbrechen. Vielleicht haben wir später noch Veranlassung, die wichtigsten und interessantesten Kapitel des Handbuchs durchzugehen, namentlich die Kapitel, welche die Sacramente und die Lehre von der Kirche behandeln. Zu dem Satz: „The ultimate source of power is in the congregations, that is, in the pastor and other officers,<sup>1)</sup> and the people of the single communions“ kommt die lutherische Lehre nicht zum Ausdruck. Noch eine doppelte allgemeine Bemerkung sei uns gestattet. Nach des Verfassers eigener Erklärung, was lutherisch sei, steckt er die äußern Grenzen der lutherischen Kirche zu weit. Sodann dürfte ihm der Vorwurf gemacht werden, daß er auf das äußere Ansehen, das er bei der lutherischen Kirche findet, mehr Gewicht gelegt habe, als sich gebührt.

Recensent möchte nicht den Eindruck erweckt haben, als ob er nur tadeln wollte. Wir bekennen, daß wir das „Manual“ nicht nur mit großem Interesse, sondern viele Partien desselben auch mit großer Freude gelesen haben. Der Verfasser hält z. B. mit Ernst fest, daß die Heilige Schrift Gottes unfehlbares Wort sei, und warnt vor der Moderkrankheit der heutigen Christenheit, nämlich vor der Verherrlichung der Irrlehre (glorification of heresy). Aber in manchen Punkten kommt in dem „Handbuch“ die lutherische Wahrheit noch nicht zum Ausdruck. Schuld sind an diesem Mangel offenbar auch die vielen Citate, die er anstatt eigener Worte zur Darstellung der Lehren gebraucht. Zur schiefen Darstellung der Lehre von der Rechtfertigung und der Prädestination ist er zum Theil dadurch gekommen, daß er unvorsichtiger Weise Prof. Loys Worte sich aneignete.

F. P.



**Andreas Gottlob Rudelbach**, ein Zeuge der lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert. Dargestellt von C. R. Kaiser, Pastor zu Aue in Sachsen. Mit dem Bildnisse Rudelbachs. Leipzig. Verlag von Justus Naumann. 1892. 118 Seiten. Preis M. 2.50.

In dieser Biographie ist das Leben Rudelbachs unter den folgenden Capiteln geschildert: 1. Rudelbachs Jugendzeit bis zur Universität. 2. Universität. Wanderungen. Aufenthalt in Dänemark bis zur Berufung nach Glauchau. 3. Glauchau. 4. Kopenhagen. 5. Slagelse. Krankheit. Tod. 6. Rudelbachs theologisch-kirchlicher Character, seine wissenschaftlichen Schriften, seine Predigten und seine praktische Wirksamkeit. 7. Persönliches und Häusliches. — Rudelbachs Leben ist für jeden lutherischen Theologen und Prediger von größtem Interesse. Auch die uns vorliegende Biographie ist interessant und instructiv von Anfang bis zu Ende. Die manchmal unzutreffenden Raisonnements des Biographen stören nicht sonderlich. In Rudelbachs Leben ist etwas Tragisches. Deutschland glaubte er verlassen zu müssen; in Dänemark konnte er nicht den entsprechenden Wirkungskreis finden. Rudelbach ließ sich lahm legen durch das Staatskirchentum. Er hat es wiederholt ausgesprochen, daß die bestehenden Staatskirchen „zer schlagen“ werden müssen und die lutherischen Kirchen allerorten unter der Religionsfreiheit sich zusammenschließen sollten. Ihm fehlte jedoch die Kraft, nach dieser Erkenntniß zu handeln. F. P.

**Kort Uddrag af den norske Synodes Historie** sammendraget af Jacob Aall Ottesen, Prest. Udgivet og fremlagt ved Verdensudstillingen i Chicago 1893 af en i den Anledning nedsat Komite. Decorah, Iowa. 1893.

Das uns vorliegende 68 Seiten umfassende Schriftchen bietet eine kurze, aber in allen Hauptpunkten vollständige Geschichte unserer norwegischen Schwester Synode. Auch lutherische Christen außerhalb der norwegischen Synode werden es dem ehrwürdigen Verfasser Dank wissen, daß er sie durch sein Schriftchen in Stand gesetzt hat, sich über die Hauptereignisse in der norwegischen Synode in kurzer Zeit zu informiren. F. P.

**Pulpit and Altar Fellowship.** By Rev. A. L. Crouse, Professor of German and Theology in Lenoir College. Hickory, N. C. 1893. 28 Seiten. Preis 5 Cents.

Wir hatten nur Zeit, die fünfzehn Thesen zu lesen, in welchen der Verfasser das von ihm ausführlicher Dargelegte zum Schluß noch einmal kurz zusammenfaßt. Hiernach vertritt der Verfasser dem Unionismus gegenüber die rechten, biblischen Grundsätze von Kirchengemeinschaft. F. P.

**Trial of L. A. Gotwald, D. D.,** Professor of Practical Theology in Wittenberg Theological Seminary, Springfield, O., April 4th and 5th, 1893, upon charges of disloyalty to the doctrinal basis of said theological Seminary, Published for the Defendant. Philadelphia: Lutheran Publication Society. 1893. 159 Seiten 8°. Preis 50 Cents.

Diese Schrift enthält die Acten des merkwürdigen Prozesses, der gegen Dr. Gotwald angestrengt wurde, weil er lutherischer Lehre, als sich innerhalb der General-Synode schide. Vgl. Lehre und Wehre, Aprilheft S. 121. Besonders interessant ist Dr. Gotwald's Abhandlung "Lutheran Confessionalism in the General Synod", S. 45—159. Dr. Gotwald sagt von sich: „Ich nehme jede Lehre, welche in der Augsburgischen Confession enthalten ist, als göttliche Wahrheit an und lehre sie als solche. Die Lehre von der Dreieinigkeit; das gänzliche Verderben der menschlichen Natur durch die Sünde; die ewige Verdammniß als Strafe des angeborenen Verderbens, wo nicht das göttliche Heilmittel für dieses Verderben angewendet und Glaube an Christum durch Gottes Gnade gewirkt worden ist; die Hülflosigkeit des Menschen in seinem natürlichen Zustande, irgend etwas zu thun, um Gott zu ge-

fallen oder sich für die Gnade zu bereiten; die unauflösliche Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der Person Christi; die Allgemeinheit und Vollständigkeit seines Erlösungswerkes; die Rechtfertigung allein durch den Glauben ohne die Werke; das Wort und die Sacramente als die Mittel, wodurch der Heilige Geist den seligmachenden Glauben wirkt; den neuen Gehorsam oder die guten Werke als die nothwendigen und sicher folgenden Früchte des Glaubens und der Rechtfertigung; die wiedergebärende und erneuernde Wirkung (the regenerating and the renewing influences) des Heiligen Geistes in der Taufe, die sich durch das ganze Leben fortsetzt, wenn sie nicht durch Unglauben verhindert wird (unless repelled by unbelief); die Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi in übernatürlicher Weise im Abendmahl, dargereicht und empfangen durch das Mittel von Brod und Wein von allen Communicanten, von den gläubigen zur Stärkung ihres Glaubens, von den ungläubigen zum Gericht; die Kirche im eigentlichen Sinn als die Versammlung nur der Gläubigen, wiewohl ihr in ihrer äußeren Organisation viele Ungläubige und Heuchler beigemischt sind. Alle diese Lehren sind Lehren des Wortes Gottes, in der Augsburgerischen Confession enthalten und werden von der lutherischen Kirche geglaubt und gelehrt.“ Von diesem Standpunkt behauptet Dr. Gotwald, daß er der jetzige Standpunkt der Generalsynode sei, während seine Ankläger auf dem Boden der verflorenen (defunct) „Definite Platform“ ständen. J. P.

**The Resultant Greek Testament**, exhibiting the text in which the majority of modern editors are agreed. By Dr. Richard Francis Weymouth, Fellow of University College, London. Funk & Wagnalls Co. New York and Toronto 1892. 653 Seiten kl. 8°. Preis \$3.00.

Dr. Weymouth bietet hier keine selbständige Bearbeitung des neutestamentlichen Textes auf Grund der Handschriften, der Uebersetzungen und der Citate der alten Kirchenväter, sondern einen Text, wie er sich ihm aus den textkritischen Arbeiten von Stephanus (3. Ausg. 1550), Lachmann, Tregelles, Tischendorf, Lightfoot, Ellicott, Alford, Weiß (für das Evangelium Matthäi), Stockmeyer und Riggenbach (Bäle Edition), Westcott und Hort und der (englischen) Revisionscommittee ergibt. Weymouth bemerkt (Preface X): „Ohne Zweifel wird jeder Leser hier und da eine Lesart zurückgewiesen finden, welche von Autoritäten gestützt wird, die er für gewichtiger hält als diejenigen, welche die in den Text gesetzte Lesart begünstigen; aber jedenfalls wird er wahrnehmen — was das vornehmste Ziel bei dieser Arbeit ist —, daß die Autoritäten vollständig gegeben sind, und mit den Thatfachen vor ihm mag er von meinem Urtheil abweichen, so oft es ihm beliebt. In der obern innern Ecke jeder Seite sind alle Autoritäten für den Theil des Textes namhaft gemacht. Die Fußnoten enthalten die Lesarten, welche weniger zahlreiche oder weniger gewichtige Unterstützung gefunden haben.“ J. P.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

„**Conservatives Lutherthum**“ der Ohio-Synode. Prof. Loy beschreibt in einer Rede, die er zur Feier des 75jährigen Bestehens der Ohio-Synode gehalten hat, diese Synode als eine Vertreterin des „conservativen Lutherthums“. Der Ausdruck „conservatives Lutherthum“ ist ja mehrdeutig, wie Prof. L. selbst bemerkt, und wir würden es nicht der Mühe werth halten, mit dem Jubilaumsredner darüber zu rechten, ob der Ausdruck die Stellung der Ohio-Synode recht bezeichne oder nicht. Prof. Loy bringt auch — das sei hier nebenbei bemerkt — in seiner Rede einige zeitgemäße Wahrheiten schön zum Ausdruck. Aber er beschäftigt sich in seiner Rede nicht bloß mit der Ohio-Synode, sondern macht nebenbei auch einen Angriff auf die Synodalconferenz und speciell die Missouri-Synode. Er behauptet nämlich,

die Ohio-Synode habe sich in Folge ihres „conservativen Lutherthums“ von der Synodalconferenz trennen müssen. Hier wird die Sache mit dem „conservativen Lutherthum“ unverständlich! Die Ohio-Synode wollte doch durch ihre Seceffion für den Ausdruck eintreten, daß die Gnadenwahl „in Ansehung des Glaubens“ geschehen sei. Vor der Seceffion aber — nämlich im Jahre 1877 — hatte Prof. Loy in einem Gutachten vor diesem Ausdruck gewarnt und ihn als einen solchen bezeichnet, der „leicht auf Irrthümer führen könne“. Wo bleibt hier das „conservative Lutherthum“? Ferner: Ohio faßt jetzt seine Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl in den Satz zusammen, daß die Befehrung und Seligkeit nicht allein von der Gnade Gottes, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängig sei. Wir möchten nun die Ohioer und ihre sämmtlichen Bundesgenossen auffordern, einen ähnlichen Satz bei irgend einem älteren lutherischen Lehrer nachzuweisen. Es wäre ja möglich, daß einer der späteren Lehrer, namentlich aus der Musäus'schen Zeit, sich gelegentlich einmal so grob versehen hätte. Aber uns ist bisher kein derartiger Satz — auch nicht bei den Intuitu fidei-Leuten — zu Gesicht gekommen. Wir bitten um Veröffentlichung eines solchen Satzes. In Musäus selbst war noch so viel Sinn für lutherische Redeweise, daß er bekennt: „Die Unseren (die Lutheraner) pflegen nicht zu sagen, daß die Ursache des Unterschiedes, warum die Einen befehrt werden, allein beim Menschen sei, sondern Alle sagen mit einem Munde, die Ursache, warum diejenigen befehrt werden, welche befehrt werden, sei nicht beim Menschen, sondern allein bei Gott; die Ursache aber, warum diejenigen nicht befehrt werden, welche in der Gottlosigkeit verharren, sei nicht bei Gott, sondern allein beim Menschen.“ Musäus verbittet es sich, wenn der Reformirte Wendelinus die Sache so darstellt: „Die Lutheraner lehren, die Ursache des Unterschiedes, warum die Einen befehrt werden, die Andern nicht befehrt werden, sei allein beim Menschen.“ Es ist daher kein Zweifel, daß selbst ein Musäus den ohio'schen Satz, die Befehrung und Seligkeit hänge nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem Verhalten des Menschen ab, auf das Entschiedenste zurückgewiesen haben würde. Die Ohioer kämpfen ja gerade deshalb so entschieden für ihren Satz, weil sie eine Ursache des Unterschiedes, warum die Einen vor den Andern befehrt werden, im Menschen haben wollen, „denn“ — so argumentirt Prof. Stellhorn wieder in der Kirchenzeitung vom 7. October — „wenn es in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade abhinge, ob ein Mensch befehrt und selig würde, dann würden alle Menschen befehrt und selig werden“. Auch Jowa, das sachlich mit Ohio stimmt, hat unsers Wissens nie so zu reden gewagt: Die Befehrung hängt nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von der „Selbstentscheidung“ des Menschen ab. So weit unsere Kenntniß reicht, ist die ohio'sche Redeweise etwas ganz Neues, selbst unter dem Schwarm der Synergisten, die je die lutherische Kirche beunruhigt haben. Doch vielleicht gelingt es Ohio, einen Gewährsmann für seine Redeweise aufzutreiben. Wir würden im Interesse der Dogmengeschichte für diesen Nachweis dankbar sein. Man lasse aber die Kinder eien, die man kürzlich in der „Kirchenzeitung“ in Bezug auf einen solchen Nachweis getrieben hat. Weil Dr. Walther sagt, der Mensch werde befehrt, wenn er Gottes Wort höre und dabei dem Heiligen Geist nicht muthwillig widerstrebe, so soll er — Dr. Walther — auch gelehrt haben, daß die Befehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängt!

F. P.

**Hat die Pabstfecte vor dem americanischen Volke nichts zu verbergen?** Cardinal Gibbons meinte kürzlich in einer Rede, daß die große Masse des americanischen Volkes vor der Pabstkirche Respect habe. Er fuhr dann aber fort: „Es gibt jedoch Einige, welche den heimlichen Verdacht hegen, es sei in unsern Traditionen etwas,



was es wahrscheinlich mache, daß hinter allem bei uns ein tiefes Geheimniß stecke, womit wir sie plötzlich überraschen könnten. Brüder, bei uns gibt es kein verborgenes Geheimniß; bei uns gibt es keine Freimaurerei; alles liegt in der katholischen Kirche offen zu Tage. Wir haben nicht eine andere Lehre für unsere Würdenträger und Priester, und eine andere für das Volk. Laßt uns dazu helfen, daß diese Maske des Verdachts heruntergerissen werde, und laßt uns stets die Kirche so klar darstellen, daß alle, welche sie sehen, sie bewundern.“ So weit Gibbons. Daß er bona fide so rede, kann man unmöglich annehmen. Gibbons weiß, daß die Pabstkirche die Ordnung der Dinge, wie sie bei uns besteht, nämlich die Trennung von Kirche und Staat, verdammt und es allen Papisten zur Pflicht macht, auf die Aenderung dieser Ordnung der Dinge hinzuwirken. Weil er sich aber hütet, dies offen herauszusagen — wiewohl der Pabst selbst in der Encyclica vom 1. Nov. 1885 es offen ausgesagt hat —, so verheimlicht er dem americanischen Volke etwas. Cardinal Gibbons spielt daher dem americanischen Volke gegenüber allerdings die Rolle eines Betrügers.

F. P.

Ueber die „Deutsch = evangelischen Kirchen“ Americas spricht sich Stöcker in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ des Längeren aus. Er selbst bemerkt einleitungsweise: „Es wäre vermessen, wenn ich nach so kurzem Aufenthalt in einem Lande, das ungefähr so groß ist wie Europa und von dem ich so wenig gesehen habe, über die weit ausgebreiteten Kirchen meiner Landsleute und Glaubensgenossen irgend ein abschließendes oder fertiges Urtheil fällen wollte. Nur um Eindrücke kann es sich handeln, die hier und da aufgenommen und durch das Studium einschlagender Bücher verstärkt oder befestigt sind.“ Zunächst hat er bemerkt, „daß der deutsche Protestantismus, ja selbst das deutsche Lutherthum mehr als gut und nothwendig gespalten ist“. Das ist leider wahr. Aber Stöcker, der Antonsmann, erkennt nicht an, daß zwischen den Synoden solche Unterschiede in der Lehre bestehen, die die kirchliche Gemeinschaft unmöglich machen. Besonders klagt er die Missouri-Synode an, daß „sie andern gut lutherischen Kirchen die Gemeinschaft versagt“. Er schreibt: „Ohne daß eigentliche Lehrunterschiede vorliegen, sind lutherische Synoden gegen einander abgeschlossen und haben keinerlei organische Gemeinschaft mit einander. Und doch wäre gegenüber den großen Aufgaben, welche die evangelischen Deutschen in der neuen Welt zu lösen haben, die Zusammenfassung aller Kräfte auch nach der kirchlichen Seite dringend zu wünschen. Aber der Individualismus, diese in ihrem Wesen ebenso berechnete wie in ihrer Uebertreibung unberechtigte deutsche Eigenthümlichkeit, macht eine Gemeinschaft der Kirchen beinahe unmöglich. In New York ist deshalb die so hochnöthige Stadtmission nicht eingerichtet. Nur bei unbedeutender litterarischer Veröffentlichung, wie z. B. einem kirchlichen Kalender habe ich eine gemeinsame Theilnahme gefunden, in wichtigen Angelegenheiten nicht. Besonders die Missouri-Synode ist stark ausschließlich; es erinnert geradezu an römische Grundsätze, wie sie andern gut lutherischen Kirchen die Gemeinschaft versagt und sich für die wahre Kirche ansieht. Dabei ist gerade in dieser Synode eine ungemeine Kraft der inneren Sammlung und der äußeren Ausbreitung. Fast scheint es, als wäre unter den irdischen Verhältnissen nur zweierlei möglich, eine gewisse Mäßigung und damit verbunden ein Mangel an Energie oder ein starker Fanatismus und dann auch eine große Kraftentfaltung.“ Am verwandtesten fühlte sich Stöcker natürlich der hiesigen unirten Synode. Er schreibt über dieselbe: „Der preussischen Landeskirche am verwandtesten ist die evangelische Synode mit unirtem Charakter. Ihr Bekenntnißstand ruht ausdrücklich auf der Augsburgerischen Confession, wobei der Gebrauch des lutherischen und Heidelberger Katechismus freigegeben wird; doch sind auch die andern reformatorischen Bekenntnisse in dem Statut genannt. Was

uns in Deutschland an dieser Synode am meisten interessiren muß, ist der Umstand, daß diese unirte Kirche ganz unabhängig von der preußischen Union entstanden ist und mit ihren Wurzeln in die Zeit vor 1817 zurückreicht, so daß sie den oft gehörten Vorwurf entkräftet, daß die Union nur ein Bedürfniß der preußischen Könige gewesen sei.“ (Fast alle Secten sind unionistisch. Die Union ist ein „Bedürfniß“ des alten Adam im Allgemeinen und der preußischen Könige im Besonderen. L. u. W.) „Drüben in America hat eine durchaus positive“ (!) „Theologie lediglich aus kirchlichen Beweggründen den Antrieb empfangen, den Gegensatz der beiden Confessionen zu überwinden und an verschiedenen Punkten unirte Kirchen zu begründen, die jetzt in der evangelischen Synode vereinigt sind. In den Kreisen derselben habe ich freundliche Aufnahme und liebe Brüder gefunden. — Die andern Denominationen, besonders Methodistens und Baptisten sind in America unter den Deutschen viel stärker vertreten als bei uns; sie haben in den großen Städten eine ganze Anzahl von Kirchen. Auch mit ihnen habe ich die freundlichsten Verührungen gehabt.“ Ueber die äußere Verfassung bemerkt Stöcker: „Fast alle Kirchen drüben lassen den Gemeinden ein völlige Selbständigkeit. Die Synoden geben allgemeine Ordnungen, die aber nur selten obligatorischen Charakter haben, und greifen in das Gemeindeleben nicht ein. Hin und wieder wird eine Gemeinde, wenn ärgerliche Verhältnisse vorkommen, ausgeschieden oder sie scheidet selber aus. Aber mit Ausnahme der bischöflichen Kirchen gibt es nichts, was sich mit einem Kirchenregiment vergleichen ließ. Allerdings erzählt man, daß die Missouri-Synode ihren Gemeinden die Verpflichtung auferlegt hat, alle Mitglieder der geheimen Gesellschaften auszuschließen“ (das wird nicht so äußerlich abgemacht, sondern man sucht vor allen Dingen auf dem Wege der Belehrung die in die geheimen Gesellschaften Verstrickten von der Christusfeindlichen Verbindung zu erretten. L. u. W.), „und daß diese Maßregel auch durchgeführt werde. Ein Beweis, daß diese Kirche sich ihrer Stärke bewußt ist; denn jene Gesellschaften sind in America eine ungeheure Macht, so daß der Kampf gegen sie ein gewagtes Unternehmen ist. — Im übrigen wirkt das selbständige Gemeindeprincip sehr günstig auf die Opferfreudigkeit der Gemeindeglieder. Es ist vielfach beschämend, die Freude am Kirchenbau in America mit den Schwierigkeiten zu vergleichen, denen bei uns im Osten ein von der Obrigkeit angeordneter Bau oder eine aus dem dringendsten Bedürfniß herausgeborene Gemeindegründung begegnet.“ An den Gemeindegemeinden, die deutsche Gemeinden unterhalten, lobt er nicht nur, daß sie dem Unglauben einen Damm entgegensetzen, sondern vor allen Dingen auch, daß sie „ein starker Hort des deutschen Lebens sind“. Wenn Stöcker die Verhältnisse innerhalb der Synodalconferenz kennen gelernt hätte, dann würde er gesehen haben, daß hier bei aller Sympathie für das alte Vaterland keine Deutschthümelei in den Schulen getrieben werde. Natürlich vermißt er hier in America die „deutsche Universität“ und spricht er die Meinung aus, daß der Import von deutschen „wissenschaftlichen Theologen“ ein Segen für die „deutsch-evangelische Kirche“ wäre. Er schreibt: „Eine deutsche Universität oder auch nur eine deutsche Facultät der Theologie“ (!) „gibt es nicht. Einerseits ist das eine Folge der confessionellen Zerspalttheit, welche es schwerlich gestatten würde, daß die künftigen Geistlichen außerhalb des Seminares der Denomination herangebildet und damit in wissenschaftliche“ (?) „Geisteskämpfe gestürzt würden; andererseits ist auch das deutsche Element nicht reich und freigebig genug, um eine deutsche Universität zu stiften, wie es die Americaner mit ihren englischen Universitäten thun. Hin und wieder ist ein einzelner zu großen Opfern bereit; in Philadelphia hat ein einziger Mann das prächtige und gut arbeitende deutsche Diaconissenhaus mit einem Aufwand von zwei Millionen Mark gegründet. Aber das sind doch Ausnahmen. Oft

hört man sagen, daß die reichen Deutschen die üble Unsitte des Nichtopferns festhalten, und die noch betrübtere Klage, daß sie sich lieber englischen als deutschen Kirchen anschließen. Mir ist es so vorgekommen, als würde der letztere schwere Uebelstand weichen, wenn die deutschen Geistlichen in größerer Anzahl eine wirkliche Universitätsbildung hätten.“ (!) „Man fürchtet drüben in den Kreisen der lebendigen Christen den skeptischen kritischen Geist der deutschen Theologie; aber eine freie Universität würde darin anders verfahren können als staatliche Hochschulen. Jedenfalls haben die Seminare der deutsch-americanischen Kirchen darin einen von unserer pastoralen Vorbereitung abweichenden Zug, daß sie ihre Studenten, wenn auch“ (nicht?) „in wissenschaftlichem, doch mehr in praktischem und weniger kritischem Geiste erziehen. Daß übrigens auch in America eine positive Wissenschaft, die an der Quelle deutscher Forschung sich genährt hat, ihre hohe Anerkennung findet, zeigt das Beispiel Philipp Schaffs. Dieser echte Deutsch-Americaner hat sich durch die Vermittelung deutscher Theologie an die americanische Theologie ein großes und bleibendes Verdienst erworben.“ (Auch Schaff ist für die Presbyterianer ein sehr zweifelhafter Segen gewesen.) „Während ich dies schreibe, lese ich die Nachricht von seinem Hinscheiden. Ist sie richtig, so wird damit in der theologischen Welt Americas eine schmerzliche und zunächst unausfüllbare Lücke gerissen. Es scheint mir durchaus nöthig, daß ein hervorragender deutscher Theolog, der jung genug ist, um sich drüben zu acclimatilisiren, den Platz Schaffs einnimmt und diesen unermüdlischen Arbeiter zu ersetzen sucht. Ueberhaupt, glaube ich, kann das Vaterland seinen Söhnen über dem Meere keinen größeren Dienst leisten, als wenn es ihnen ausgezeichnete Männer von wahrer, tiefer christlicher Bildung, darunter auch Geistliche, hinübersendet.“ Man sieht, daß auch Stöcker das eigentliche Wesen der deutschen sogenannten wissenschaftlichen Theologie durchaus verborgen ist. Er weiß weder, daß vornehmlich die „wissenschaftliche Theologie“ an dem Niedergang der Kirche in Deutschland schuld ist, noch auch, daß die „Wissenschaft“ als solche, die man gegenwärtig in Deutschland treibt, sehr fadenscheiniger Natur ist. F. P.

**Presbyterianer.** Dem Presbyterium von New York wurde von seiner Committee der Vorschlag gemacht, den Studenten, welche im Union-Seminar studirt haben, die Erlaubniß zum Predigen nicht zu ertheilen. Zu einer Entscheidung ist man noch nicht gekommen.

**Methodisten.** Eine Zeitung in Chicago ließ kürzlich durch Reporter methodistischen „Bischöfen“ die Frage vorlegen, welchen Einfluß nach ihrer Meinung die „neue Theologie“ auf den Methodismus haben werde. Nach dem veröffentlichten Bericht haben sich alle, einer ausgenommen, als Freunde der „neuen Theologie“ ausgesprochen. Bischof Fowler sagte, die Denomination werde von Jahr zu Jahr liberaler. Er, für seine Person, wisse jetzt auch nicht mehr, wer verloren gehe; früher habe er es gewußt. Die Ansicht, daß die Heiden durch das natürliche Licht der Vernunft selig würden, ohne den Glauben der Christen, wird auch in methodistischen Blättern ungeheut ausgesprochen. Bischof Hurst tröstete sich damit, daß es aus Gründen der Lehre nie eine Trennung unter den Methodisten gegeben habe.

F. P.

**Prof. Briggs im „Religions-Parlament“.** Prof. Briggs fühlte sich im „Religions-Parlament“ in seinem Element. In seinem Vortrag behauptete er, daß sich die Moral des Alten Testaments nicht vertheidigen lasse. Darüber muß er sich von einem Juden im „Hebrew Journal“ zurechtsetzen lassen. Der Jude sagt u. A. von dem Manne der „progressive orthodoxy“: „Wie irgend ein Mensch, der auf Gelehrsamkeit und die Art eines Gelehrten Anspruch macht und dabei mit



der biblischen Litteratur vertraut sein will, so in seinem Geist die Moral der Bibel mit der Moral der Menschen, deren Thaten und Worte in der Bibel berichtet werden, verwechseln kann, ist ganz unbegreiflich.“ F. P.

**Dr. Philipp Schaff**, der bekannte Professor der Kirchengeschichte am presbyterianischen Union Theological Seminary in New York, ist am 20. October zu New York, 74 Jahre alt, gestorben. Schaff, ein Schweizer von Geburt (geboren 1. Januar 1819), besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und studirte zu Tübingen, Halle und Berlin. Nachdem er schon in Berlin als Privatdocent kirchengeschichtliche Vorlesungen gehalten hatte, kam er 1844 nach den Vereinigten Staaten und wirkte zunächst am reformirten Seminar zu Mercersburg, Pa., das später nach Lancaster verlegt wurde. Von 1862—1867 war er in Andover und seit 1868 in Hartford als Professor der Kirchengeschichte thätig. 1870 siedelte er an das die liberale Partei unter den Presbyterianern repräsentirende Union Seminar über. Schaff war ein Unionsmann durch und durch. In diesem Geist sind auch seine zahlreichen Schriften und schier unzähligen Zeitungs-, Review u. Artikel geschrieben. F. P.

### Ausland.

Die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ beginnt Nummer 39 des laufenden Jahrgangs mit folgenden Worten: „Mit der gegenwärtigen Nummer schließt das erste Vierteljahrhundert der Kirchenzeitung. Am 2. October 1868 hatte sie ihren Gang begonnen. Mit der nächsten Nummer wird sie in das zweite Vierteljahrhundert eintreten.“ Und nun folgt das Programm von 1868 und zuletzt die Versicherung: „Und das ist unser Sinn und unsere Rede noch heute.“ Von den 12 Punkten des Programms heben wir die wichtigsten heraus: „3. Ihre (der Kirchenzeitung) Aufgabe nach innen kann nicht sein, die theologischen Differenzen unserer Kirche auf dem Wege der Debatte zum Austrag bringen zu wollen, sondern sie hat diese Aufgabe der wissenschaftlichen theologischen Verhandlung in den betreffenden Zeitschriften u. zu überlassen. Vielmehr in der Erwägung, daß eine Kirche nicht eine Schule ist, also Mannichfaltigkeit der Richtungen in sich gewähren lassen muß, hat sie den verschiedenen Richtungen, soweit sie sich auf dem gemeinsamen Boden des lutherischen Bekenntnisses bewegen und dem Richtmaß dieses Bekenntnisses sich unterwerfen, gerecht zu werden; und indem sie sowohl dieses Gemeinsame betont und vertritt, als auch alle einzelnen Fragen unter das Urtheil des Bekenntnisses stellt, soll sie suchen, das Bewußtsein der Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit zu stärken und so ein Mittel der Sammlung und ein Band der Einigung zu werden. 4. Nach außen aber hat sie sowohl für den Glauben, den unsere Kirche bekennt, gegenüber dem Geist des Unglaubens und eines falschen Weltchristenthums, als für das Recht und die Selbständigkeit der lutherischen Kirche gegenüber dem Geist des Unionismus und seinen Bestrebungen einzutreten. 5. Zu diesem Behufe wird das Blatt vor allem in einzelnen kurzen Artikeln die wichtigsten kirchlichen Fragen der Gegenwart im Sinne des lutherischen Bekenntnisses besprechen und so dazu helfen, daß es zu einem richtigen Urtheil über jene Fragen wie zu einem entsprechenden Handeln komme. 6. Sodann wird es in regelmäßigen Berichterstattungen über das gesamte Gebiet der lutherischen Kirche und ihrer wesentlichen Lebensäußerungen — namentlich auch auf dem Felde der äußeren und der inneren Mission — Uebersichten geben; 7. nicht minder für rechtzeitige Mittheilungen der wichtigeren einzelnen Vorgänge Sorge tragen.“ Dieses Programm der Kirchenzeitung beruht, im Licht der 25jährigen Vergangenheit gesehen, theils auf Wahrheit, theils auf Unwahrheit. Wahr ist, daß die Kirchenzeitung reichhaltige Berichte über alle wich-

tigen und unwichtigen kirchlichen Ereignisse der Gegenwart liefert. Wahr ist, daß sie den trassen Unglauben bekämpft und auch dem Irrglauben gegenüber manche lutherische Wahrheiten verfochten hat. Wahr ist aber auch, daß sie gerade derjenigen Kirche, „welche Mannichfaltigkeiten der Richtungen in sich gewähren läßt“, das ist dem deutschen Landeskirchenthum treulich gedient und das Wort geredet hat. Und darum ist es unwahr, daß sie für das Recht der lutherischen, das ist der wahren lutherischen Kirche eingetreten ist. Unwahrheit ist es, daß sie dem Geist des Unglaubens mit voller Energie gewehrt und gesteuert hat. Die eigentlichen Apostel des Unglaubens unter den Theologen und Dienern der Kirche, die Professoren und Prediger der neuprotestantischen und Ritschl'schen Richtung, hat sie nie als das gekennzeichnet, was sie sind, als offenbare Unchristen und Antichristen, hat vielmehr gar oft die vermeintlichen Verdienste dieser Kirchenzerstörer um die Kirche gepriesen. Unwahrheit ist, daß sie dem Unionismus wirksam entgegengetreten ist. Sie hat sich wohl gegen die staatliche Unionsmacherei und eine äußerliche Verschmelzung der lutherischen und reformirten Kirche erklärt, aber den eigentlichen Unionismus, die Union zwischen rechter und falscher Lehre, zwischen Glauben und Unglauben, wie sie in den heutigen deutschen Landeskirchen verkörpert ist, hat sie nach Kräften gefördert. Es ist nicht wahr, daß sie alle kirchlichen Fragen nach dem Richtmaß des lutherischen Bekenntnisses beurtheilt hat. Die Kirchenzeitung steht vielmehr, wie ihr Hauptredacteur, D. Luthardt, ganz auf dem Boden der neueren kirchlichen Theologie, welche wohl die Centraldogmen des christlichen Glaubens, wie die von der Gottheit Christi, von der Versöhnung durch Christum, dem Namen nach noch festhält, aber in fast allen Artikeln der specifisch lutherischen Lehre, wie in der Christologie, in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Bekehrung, von Kirche und Amt, von den letzten Dingen von dem Richtmaß der lutherischen Symbole abweicht und gerade die in den Symbolen verworfenen Irrlehren cultivirt und weiter ausbaut. Dieses moderne Pseudolutherthum hat auch die Kirchenzeitung durchweg zum Ausdruck gebracht und nach diesem Maßstab alle kirchlichen Dinge gemessen. Unwahr ist es schließlich, daß die Kirchenzeitung zu einem richtigen kirchlichen Handeln im Sinn des lutherischen Bekenntnisses geholfen hat. Sie hat im Gegentheil die unter ihrem Einfluß Stehenden davon zurückgehalten, z. B. die Hauptpflicht, die im Lauf der letzten Jahrzehnte an die lutherischen Christen Deutschlands gebieterisch herantrat, die Pflicht der kirchlichen Scheidung von den offenbaren Feinden Christi und seiner Kirche, nach Möglichkeit vertuscht und verdunkelt und erwachte Gewissen wieder eingeschläfert. Kurz, diese verbreitetste und angesehenste aller deutschen Kirchenzeitungen, „das Centralorgan der lutherischen Kirche deutscher Lande“, hat bisher viel mehr zum Ruin, als zum Aufbau der Kirche Luthers beigetragen, und es ist nichts Anderes zu erwarten, als daß sie ferner diesen ihren Kurs einhalten wird.

G. St.

Die „Allgemeine evangelisch-lutherische Conferenz“ hat vom 25. bis zum 27. September dieses Jahres in Dresden getagt. Von den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträgen waren die wichtigsten die von Prof. D. Hasehagen aus Rostock und Pastor D. Walther aus Rurhagen. Ersterer behandelte das Thema: „Die göttlichen Heilsthatsachen und der christliche Glaube.“ Er hob hervor, daß der christliche Glaube allein auf den göttlichen Heilsthatsachen beruhe, wie sie grundlegend im Apostolicum bekannt sind, und daß durch diese Heilthaten der Glaube geweckt werde, die Kirche gegründet und erhalten worden sei. Er bemerkte wohl öfter, daß diese Heilsthatsachen im Worte Gottes bezeugt seien; aber das lutherische Axiom, daß Christus und sein Verdienst für uns in's Wort gefaßt ist und daß dies Wort allein, das geschriebene und gepredigte Wort, den Glauben und die Kirche schafft und er-

hält, trat hierbei, so viel aus den Mittheilungen in den deutschen Kirchenblättern zu ersehen ist, ganz zurück. Ja, zwei Ausführungen des Referenten lassen keinen Zweifel übrig, daß er, wie alle modernen Theologen, zum Wort Gottes eine falsche Stellung einnimmt. Er gab einmal zu, daß auch die kirchlichen Theologen der Gegenwart die alte Inspirationslehre aufgegeben haben. Nun da begreift sich, daß man zur Schrift kein volles Fiducit mehr hat. Andererseits versucht er den Satz: „Die letzte Entscheidung über Werth und Bedeutung der Heilsthatsachen wird davon abhängen, wie wir in unserer eigenen Erfahrung zu ihnen stehen, und das bezügliche Bekenntniß, das in uns ist, begründen können.“ Also in die christliche Erfahrung, nicht in das Wort, das geschrieben steht, wird die letzte Entscheidung, der Beweis für die Wahrheit des Christenthums gelegt. Wenn aber also das Wort Gottes aus seiner fundamentalen Stellung hinausgedrängt wird, dann zerfließen die vielgerühmten Heilsthatsachen im Nebel, dann ist der christliche Glaube auf Sand gebaut. Der andere Referent, D. Walther, verbreitete sich über „Die Bedeutung der lutherischen Reformation für die Gesundheit unseres Volkslebens“. Aus den vorliegenden Auszügen des Vortrags ersieht man nicht, daß Walther die wahre Bedeutung der lutherischen Reformation erfaßt hat. Er äußerte sich dahin, daß Luther das mächtige Suchen und Drängen, das er vorgefunden, gesund gemacht, das religiös-sittliche Leben aus der damaligen Verrenkung in die rechte Gestalt gebracht habe. Wer so urtheilen kann, versteht weder das Pabstthum noch die Reformation Luthers. Das Pabstthum hatte die christliche Religion und Sittlichkeit nicht nur verrenkt, sondern vernichtet, das Pabstthum war und ist eine antichristliche Religion, welche den armen Seelen Christum raubt und den Himmel verschließt. Und Luther hat das schier vergessene und verlorene Evangelium wieder auf den Leuchter gesetzt und damit den armen Sündern Christum wiedergegeben und den Himmel wieder aufgeschlossen. Und eben dies war und ist der Hauptzweck des Evangeliums, nicht etwa die Welt zu verbessern und ein gesundes Volksleben herzustellen, worauf Walther den Nachdruck legt, sondern verlorne Seelen aus der Welt in den Himmel zu retten. Luther hat nicht Welt und Staat, sondern die Kirche reformirt, welche ewige Zwecke verfolgt. Wer einigermaßen Luther kennt und um die Lehre Luthers Bescheid weiß, der kann sich, wenn er die Kundgebungen der Allgemeinen lutherischen Conferenz Deutschlands vernimmt, unmöglich des Eindrucks erwehren: Ihr habt einen andern Geist!

G. St.

**Aus Hessen.** Die selbständige evangelisch-lutherische Kirche in Hessendarmstadt und die freie evangelisch-lutherische Kirche in Kurbessen haben sich am 8. August d. J. mit einander vereinigt. Diese hessische Freikirche steht in Abendmahlsgemeinschaft mit der hannoverschen Freikirche und der Breslauer Synode, mit denen sie auch in der romanisirenden Anschauung von Kirche, Amt und Kirchenregiment zusammenstimmt.

**Aus Hannover.** Auf der Bezirksynode gab Abt D. Uhlhorn, der oberste Prälat der hannoverschen Landeskirche, die Erklärung ab, das hannoversche Landesconsistorium werde keinerlei Angriffe auf das lutherische Bekenntniß dulden, sondern allen Irrlehren mit Entschiedenheit entgegentreten — wie? also auch den Hunderten von Ritschlianern und Neuprotestanten, die sich im Amt der hannoverschen Landeskirche festgesetzt haben, den Laufpaß geben?

**Aus Württemberg.** Christoph Schrempf, der seit dem 1. October d. J. eine eigene Zeitschrift, „Die Wahrheit“, herausgibt, zieht von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Als ihm jüngst ein Kind geboren wurde, wünschte er, daß dasselbe christlich getauft werde, aber natürlich ohne das für ihn so anstößige apostolische Glaubensbekenntniß. Er wandte sich deshalb an das württembergische



Landesconsistorium, um von ihm die Erlaubniß zu einer solchen Taufe ohne Apostolicum zu erwirken. Diese aber konnte nicht erteilt werden, da das Consistorium kein Recht besitzt, die Taufordnung ohne Mitwirkung der Landessynode und ohne Genehmigung des Landesherrn abzuändern. Auf diese Entscheidung hin ließ Schrempf sein Kind nach einem willkürlich zurechtgestutzten Formular durch einen Freund, der früher ein Pfarramt bekleidet hatte, taufen und verlangt nun, daß die Landeskirche diesen Taufakt als vollgültig ansehe, indem sie ihn in die amtlichen Register der evangelischen Kirchengemeinde seines Wohnorts aufnehme.

(N. C. L. R.)

**Hosprediger a. D. Stöder** hat sich nach Bericht der deutschen Volkszeitung auf dem letzten „evangelisch-socialen Congreß“ dahin geäußert, Christus wäre nicht so schnell gekreuzigt worden, wenn er nicht ein socialer Revolutionär gewesen wäre. Bei Luther sei es ebenso. Christus sei der Repräsentant der socialen Idee. Christenthum und Socialismus seien wirklich eins. Das ist mehr als Schwindel, das ist Lästung.

**Die achte Allianzconferenz** tagte in Blankenburg vom 28. August bis 1. September. Es wurde dabei besonders das Gebetsleben behandelt. Die Berichte rühmen, daß hier unter dem Kreuze auf Golgatha alle confessionellen Unterschiede schwanden, und Lutheraner, Reformirte, bischöfliche Methodisten, Wesleyaner, Brüder der freien Gemeinde, Herrnhuter und Baptisten sich brüderlich die Hände reichten.

(N. C. L. R.)

**Ein Katholikensest** wurde kürzlich in Hamburg gefeiert. Dasselbe erhielt einen besondern Schwung durch die gleichzeitig stattfindende Neueinweihung zweier katholischer Kirchen, während eine dritte in Hammerbrook ihrer Vollendung nahe ist. In den verschiedenen Festreden wurde die Herrlichkeit der katholischen Kirche gebührend hervorgehoben. Am interessantesten in gewisser Beziehung war die Rede des Propstes Naeke aus Paderborn, welcher die Toleranz gegen Andersgläubige nicht etwa empfahl, sondern als Uebung der römischen Kirche feierte. „Eine negative Aufgabe haben Sie in dieser großen Stadt zu erfüllen, und sie besteht darin, daß Sie nicht heßen gegen Andersgläubige; wir Katholiken können das einmal nicht (Bravo!); wir wünschen, daß jedermann eine religiöse Ueberzeugung hat. Wir achten dieselbe und verletzen ihn deshalb keineswegs. Wir würden glauben, daß wir gegen die christliche Liebe eine Sünde begingen, wenn wir einen anderen wegen seiner religiösen Ueberzeugung verletzten, ja wir würden glauben, daß es gegen den Anstand verstieße, Andersgläubige zu verletzen“ etc. Diese Worte zeugen von einer verblüffenden Naivetät oder auch Kühnheit.

(N. C. L. R.)

**Mädchengymnasium.** Der „Deutschen Ev. Kztg.“ wird aus Karlsruhe geschrieben: Mit dem 1. September wird auch hier ein Mädchengymnasium eröffnet. Glück auf! dem weiblichen Geschlechte in Baden, seine Rettung und sein Glück sind damit gesichert. Wenigstens rühmt das die liberale Presse der neuen Einrichtung nach. Wie sehr sie Recht hat, wird aber gewiß durch nichts so kräftig bestätigt, als dadurch, daß dem Stadtpfarrer Längin von hier der Religionsunterricht an diesem Mädchengymnasium übertragen wird. Was für eine Religion da gelehrt werden wird, brauchen wir nicht erst zu begründen. Die nichtchristlichen Schülerinnen werden gewiß die meiste Freude daran haben, während christliche, wenn sie sich etwa dahin verlaufen sollten, hoffentlich den Rücken dieses Gymnasiums bald wieder den Rücken zuwenden werden. Im übrigen erwartet man auch von diesem Mädchengymnasium kaum etwas anderes als Förderung des jüdischen freisinnigen Gedankens. Wirklich christlicher Religionsunterricht hat da freilich keinen Platz.

**Die Bayerische Generalsynode**, die sich alle vier Jahre versammelt, trat am 20. September im Saale des königlichen Schlosses zu Ansbach zusammen. Der königliche Commissär eröffnete die Synode durch eine Anrede, in welcher er besonders betonte, wie nothwendig die Mithülfe der Kirche sei, um die großen Aufgaben des Staates in der Gegenwart zu lösen. Dann hielt der Dirigent der Synode, Dr. von Stählin, eine längere Ansprache, gab einen geschichtlichen Ueberblick über die Leistungen der bayerischen Generalsynode seit 70 Jahren und kündigte für diese jetzige Synode „wichtige, sehr wichtige Vorlagen“ an. Nach dieser Rede begab sich die Versammlung aus dem Schloßsaale in feierlichem Zuge in die St. Gumbertuskirche und hier hielt der als rücksichtsloser Bekämpfer confessioneller Regungen und Bestrebungen bekannte Consistorialrath, Dr. Prinzing, eine Predigt über Joh. 8, 31. 32., welche Predigt als „stark polemisch“ qualificirt wird. Die „wichtigen, ja sehr wichtigen Vorlagen“, durch deren Behandlung „die Kirche“ dem Staat „die großen Aufgaben in der Gegenwart lösen“ hilft, sind folgende: 1. Einführung der revidirten Ausgabe der Lutherbibel. (Es ist zweifellos, daß die revidirte Bibel eingeführt wird. Welche mächtige Förderung wird das sein für die Wohlfahrt des bayerischen Staates!) 2. Ausübung der Seelsorge; hier das sogenannte Beichtgeld betreffend. (Wahrscheinlich wird die Abschaffung des Beichtgeldes und anderweiter Ersatz dafür beantragt.) 3. Die Anordnung eines allgemeinen Buß- und Bettages für das evangelische Deutschland betreffend. 4. Das Verhältniß der Kirche zur Armenpflege betreffend. 5. Form des liturgischen Gottesdienstes für die Allerhöchsten Geburts- und Namensfeste Seiner Majestät des Königs und Seiner königlichen Hoheit des Prinz-Regenten betreffend. 6. Entwurf einer Verordnung, die Kirchenstühle in den protestantischen Kirchen betreffend. 7. Entwurf einer Verordnung, die Führung der Kirchenbücher betreffend. 8. Entwurf einer Verordnung, die Errichtung einer Pfarrtöchterkasse für die Consistorialbezirke diesseits des Rheins betreffend. — Das sind also die „wichtigen“ Dinge, mit welchen sich die bayerische Generalsynode Wochen lang beschäftigt.

J. F.

**Pfarrer Aneipp** von Wörishofen, der Kaltwassercurmann, ist vom Papst zum Geheimkammerer ernannt worden!

**Ein hoher Ministrant** hat bei der Messe in der Münsterkirche zu Bonn am 12. September vor den Stufen des Altars functionirt, nämlich der katholische Lordmayor von London, Sir Stuart Knille; er ministrirte dem Dechanten Neu. Solche Beispiele öffentlicher Ehrerbietigkeit vor der Kirche berühren, auch wenn sie im römischen Lager sich ereignen, wohlthuend in einer Zeit, welche entschieden kirchliche Gesinnung besonders bei Höheren für etwas Tactloses, um nicht zu sagen für einen Makel hält. — So schreibt die „A. G. L. K.“ und zeigt damit auf's neue, daß sie keine Ahnung davon hat, daß es keine größere Schmähung des Herrn und damit auch der Kirche gibt, als die Messe. Wohl sollen auch die Könige nach Ps. 2 den „Sohn küssen“, aber dort ist das Gegentheil geschehen. (Freikirche.)

**Die Zahl der antikirchlichen Zeitschriften** wird sich am 1. October d. J. wieder um zwei vermehren. Schrenpf in Württemberg will ein seinen Anschauungen entsprechendes Organ herausgeben, und dann wird mit großem Pomp „Die neue Kirche“ angekündigt, eine von Hermann Sachler in Frankfurt a. M. herausgegebene Monatschrift. Nach dem Prospect soll sie in den Dienst aller kirchen- und glaubensfeindlichen Elemente treten. Die Geschichte von Christus gilt als werthlos abgethan, denn die neue Kirche soll allein in psychologischen Momenten ihren Schwerpunkt haben. Daß die beliebten ethischen und culturellen Ideen der Neuzeit gebührend hervorgehoben werden, ist selbstverständlich. — Ob die Vermuthung der „A. G. L. K.“, der wir dies entnehmen, daß das Blatt kein hohes Alter er-

reichen wird, in Erfüllung gehen wird, ist abzuwarten. Zur Zeit haben die entschiedenen Apostel des Unglaubens mehr Aussicht auf Erfolg, als die „Halben“, die den Glauben vertheidigen, aber die Feinde desselben nicht verdammen noch meiden wollen.

(Freikirche.)

**Lutherische Herbstconferenz zu Uelzen.** Im „Pilger a. S.“ lesen wir: Auf der diesjährigen lutherischen Herbstconferenz in Uelzen stand die Lehre von der Rechtfertigung auf der Tagesordnung. In seiner Eröffnungsansprache sprach der Vorsitzende der Konferenz, Kirchenrath Stahlberg aus Neukloster, unter anderm folgende höchst beherzigenswerthe Worte: „Wir bedürfen der gegenseitigen Stärkung unsers Glaubens zum Festhalten an dem lauterem Bekenntniß unserer theuern lutherischen Kirche. Kürzlich las ich in dem Buch eines bekannten Theologen die Klage: ‚zu lernen hat niemand mehr die Zeit; sich immer auf's neue in die Heilswahrheiten zu vertiefen, dazu findet niemand mehr die rechte Ruhe.‘ Diese Klage ist leider nur zu begründet. Die Tage der evangelischen Kirche stehen gegenwärtig unter dem Zeichen der Zwillinge, einerseits nämlich unter dem der modernen Wissenschaft, andererseits unter dem einer gewissen Art der sogenannten Innern Mission. Jene, die moderne Wissenschaft, will schließlich keine andere Autorität mehr anerkennen, als ihre eigene. Ein Durchschnitts-Lutheraner muß ein gut Theil ihrer Fündlein in sein Bekenntniß aufgenommen haben, sonst verliert er den Ruf eines wissenschaftlich gebildeten Theologen. Wer aber noch am alten Bekenntniß der Väter unbedingt festhält, wohl gar von einer irrthumslosen heiligen Schrift redet, den bemitleidet man entweder, oder hat ihn im Verdacht, daß noch irgend etwas Gefährliches dahinter stecke. Die Innere Mission dagegen sieht in ihrem werltreiberischen Sinn in der Regel ziemlich gleichgültig auf reine Lehre herab. Ein Amtsbruder bekannte vor einiger Zeit: ‚Ob einer in seinem Bekenntniß mehr links oder mehr rechts steht, ist mir einerlei, wenn er nur fleißig ist in den Werken der Inneren Mission.‘ Daß dies nicht die Gedanken eines einzelnen sind, sondern die Meinung einer sehr großen Zahl ihrer Vertreter ist, beweist der Umstand, daß nachweislich die in Betreff des Glaubens heterogensten Baumeister an ein und demselben Werke der Inneren Mission arbeiten, bis — die Sprachverwirrung eintritt. Keine Lehre und festes Bekenntniß haben ihren Werth verloren, und die Werke sollen ihre Stelle vertreten. Beide aber, die Meister der modernen Wissenschaft wie die der Inneren Mission lieben es, uns von dem Bekenntniß und der Theologie unserer lutherischen Väter durch den Hinweis auf die angeblich todte Orthodorie des 17. Jahrhunderts und auf ihre überaus schlimmen Folgen womöglich abzuschrecken. Nun, todte Orthodorie hat's zu allen Zeiten der Kirche, im alten wie im neuen Testament, gegeben. Jesaja wie Jakobus warnen gleich dringend davor. Auch im 17. Jahrhundert ist sie vorhanden gewesen. Aber ob in einem höheren Grade als vorher oder nachher, das bezweifle ich. Ich halte die Rede von jener todten Orthodorie wesentlich für eine Legende, welche der Pietismus, ich will annehmen in Befangenheit, erdacht und ausgeschmückt hat. Eine todte Orthodorie hätte wohl einen Leichengeruch verbreiten, aber nicht die köstlichen Erbauungsbücher des 17. Jahrhunderts und die herrlichen Gesänge sammt ihren ergreifenden Melodien erzeugen können. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von Disteln? Vor allem aber, wer hat die im dreißigjährigen Krieg so arg verwüsteten und verwilderten Gemeinden wieder gesammelt, in Pflege und Zucht genommen und wiederum evangelischen Geist in ihnen erweckt? Es sind die angeblich todten orthodoxen Prediger der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewesen, unsere treuen, nach vielen Entbehrungen nun in Gott ruhenden Amtsvorgänger. Ich bezweifle, daß unsere heutige, im Bekenntniß so zerfahrene Innere Mission derartiges leisten kann, geschweige denn



die moderne theologische Wissenschaft, welche trotz ihrer Modernität bereits anfängt, ein altphilisterhaftes Gesicht zu bekommen. Ich habe in meiner Jugend noch gottesfürchtige Leute gekannt, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren waren. Dieselben haben mir wohl von ihren ernstesten frommen Vätern und deren gleichgesinnten Pastoren erzählt, aber nichts von einer todten Orthodorie. Lassen wir uns darum durch alle derartigen Angriffe und Vorskpiegelungen nicht abhalten von immer neuer Vertiefung in die ewigen Heilswahrheiten, welche die Reformatoren („die Reformation“) uns erschlossen und in denen unsere Väter, Geistliche und Gemeinden, den Frieden ihrer Seele gefunden haben.“

**Rom in Sachsen.** „Das Sächsishe Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: Wie das katholische Kirchenblatt für Sachsen gegenwärtig für die stärksten römischen Irrthümer, z. B. für den Mariencultus in seiner krassesten Form bis zur Verehrung der Marianischen Gnadenbilder, eintritt, darauf ist in diesem Blatte unlängst in einem größeren Artikel hingewiesen. In den Nummern 41 und 42 vertheidigt dieses Blatt, das unter anderm auch in dem Artikel „Eckensteher auf Reisen“ seinen Lesern doch recht jammervolles Zeug vorsetzt und recht alberne Schilderungen sächsischer Stammeseigenthümlichkeit bringt, nun auch die Inquisition und die Verbrennung der Albigenser. Am besten ist es, hier das Bennoblatt auf ein im Jahre 1877 erschienenes Buch eines spanischen Professors hinzuweisen. Das vertheidigt die heilige Inquisition auch. Da heißt es aber unter anderm: „Man hat sich für verpflichtet gehalten, die Sache der spanischen Inquisition von der allgemeinen Sache der Kirche zu trennen. Eine ganze Schule von Männern, die aber nicht den wahren Katholicismus vertreten, haben es sich zur Aufgabe gemacht, die goldenen Fäden gänzlich zu zerreißen, welche immer unsern heiligen Glaubensgerichtshof mit der heiligen römischen Kirche verbanden. Allein: durch die Kirche gegründet, durch ihre Gesetze geleitet, von ihrem Geiste beseelt, zur Vertheidigung der Einheit des Glaubens bestimmt, hat die Inquisition ein vollgültiges Recht darauf, sich nicht vom Schooße ihrer Mutter getrennt zu sehen.“ Also alle jene gegenwärtig in Deutschland beliebten Ableugnungs- und Abschwächungsversuche werden als völlig unrichtig mit Schärfe zurückgewiesen! Witzig sagt der Verfasser dann an einem andern Ort: „Man kann die Inquisition mit Rücksicht auf ihre staatliche Zwangsgewalt nur mit demselben Rechte eine staatliche Einrichtung nennen, mit welchem man einen Regier. weis. nennen kann, weil er weiße Zähne hat.“ Ferner findet es der Verfasser ganz in der Ordnung, daß es als Gewissenspflicht bezeichnet wurde, vorkommenden Falls auch Eltern und Gatten wegen Keterei beim Gerichtshof anzuklagen. Das entspreche, meint er, ganz den biblischen Vorschriften. Auch daran dürfe man keinen Anstoß nehmen, daß den Angeklagten, wie es thatsächlich Brauch war, die Namen der Ankläger gar nicht genannt wurden. Dies Verfahren habe seine guten Gründe und sei von den Päbsten, den Nachfolgern des heiligen Petrus, ausdrücklich gebilligt worden. Auch die Anwendung der Folter sei durchaus nicht zu tadeln u. Endlich vertheidigt unser Spanier noch das Verbrennen der unbußfertigen Ketzer. Die Keterei, führt er aus, sei das größte Verbrechen; wegen seiner Schwere und seiner Folgen, sei es der Vernunft ganz angemessen, mit einer außerordentlichen Strafe einzuschreiten. „Pabst Leo X.“, sagt er, „hat den Satz Luthers verdammt, daß Ketzerverbrennung gegen den Willen des Heiligen Geistes sei. Die römische Kirche hat ferner nie das Verfahren derjenigen Fürsten getadelt, welche diese Strafen verhängten, vielmehr hat sie Männer heilig gesprochen, wie den heiligen Ferdinand, der mit eigenen Händen Holz zum Scheiterhaufen trug, und Fangnanus sagt, alle, welche dieses Beispiel des heiligen Königs nachahmten, gewannen Ablass.“ Das ist doch deutlich geredet. Was sagt das Bennoblatt dazu? — Aus Rom berichtet



das Blatt als ein Beispiel der Religiosität des niederen Volkes im Gegensatz gegen die sonst verbreitete Meinung von der Irreligiosität der Römer, daß das Volk von Travestiere, als P. Bernhards, der Vorsteher des Trinitarierklosters, gestorben sei, den Vorhang von dessen Beichtstuhl in tausend kleine Fäden zerrissen und den Beichtstuhl selbst in Splitter habe zerschneiden wollen. Das ist doch wohl nicht Religion! . . Traurig schüttelt man als Christ den Kopf, wenn man aus den Berichten des Sächsischen Rompilgers vernimmt, wie mit dem angeblich wahren Nagel vom Kreuze Christi in der Kirche von S. Croce in Jerusalem zu Rom nachgebildete Nägel angerührt werden, um sie zu Reliquien zu machen. Aber ein förmlicher Ekel ergreift einen, wenn man ebendasselbst lesen muß, daß die vielbegehrten Wachsmedaillons derselben Kirche in Rom mit Reliquienstaub vermischt werden. Und das soll nun alles auch wieder in unser armes Sachsenvolk kommen. Gott bewahre uns davor!

**Deutsche evangelische Kirche zu Jerusalem.** Am 31. October wurde der Grundstein zu einer deutschen evangelischen Kirche auf dem Muristam zu Jerusalem gelegt. Die Urkunde, welche im Auftrage des deutschen Kaisers vom Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenraths (Dr. Barthhausen) in den Grundstein gelegt wurde, hat den folgenden Wortlaut: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen. Von Alters her schon wandten sich die Blicke der evangelischen Christenheit Deutschlands mit frommer Andacht zu den geweihten Städten, wo einst der Fuß unsers Herrn und Heilandes gewandelt. Lange schon bestand auch der Wunsch, da, wo die große Erlösungsthat des gefallenen Menschengeschlechts vollbracht worden, ein Gotteshaus erstehen zu lassen, in welchem die Botschaft von der seligmachenden Gnade Gottes in Christo Jesu rein und lauter verkündigt würde. Mit verdoppeltem Gewicht trat dieser Wunsch hervor, seit die Zahl der dem evangelischen Bekenntnisse angehörigen Deutschen im heiligen Lande sich mehrte und seit durch fromme Opferwilligkeit der Evangelischen Deutschlands umfangreiche und im Segen wirkende Anstalten barmherziger Liebe in größerer Zahl in Jerusalem gegründet wurden. Meine erhabenen Vorfahren auf Preußens Throne haben mit Ihrem Volke den Zeitpunkt herbeigesehnt, in welchem es möglich werden würde, ein Gotteshaus zur Verkündigung des evangelischen Christenglaubens zu errichten. Der Fürsorge Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters, des Kaisers und Königs Wilhelm I. Majestät gelang es, den Platz zu erwerben, auf welchem die deutsche evangelische Kirche gebaut werden soll. Mit dankenswerther Munificenz schenkte Se. Majestät der Kaiser der Osmanen den Platz, auf welchem einst das Mutterhaus und die jetzt in Ruinen liegende Hauptkirche des Johanniter-Ordens, die Kirche St. Maria Latina Major, sich erhob. Am 7. November 1869 ergriff Mein in Gott ruhender Herr Vater, der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, spätere deutsche Kaiser und König von Preußen, Friedrich III., von dem Platze Besitz. In der Nähe der heiligen Grabeskirche gelegen, ist die Stätte zugleich geweiht durch geschichtliche Erinnerungen an einen Orden, der, neu erstanden, in Werken der christlichen Liebe seine alte Bestimmung erfüllt. Die Ausführung des Baues, welchem Meine von Gott heimgerufenen Vorfahren auf dem Throne lebendiges Interesse zuwandten, ist Allerhöchstdenselben nicht vergönnt gewesen, und erst gegenwärtig kann das Werk in Angriff genommen werden. Nachdem durch die opferwillige Handreichung der evangelischen Gemeinden Deutschlands die Mittel zum Bau gewonnen sind, habe Ich befohlen, den auf der Grundlage der alten Kirche St. Maria Latina aufzuführenden Bau zu beginnen und den Grundstein am 31. October d. J. zu legen. An demselben Tage, an welchem Ich vor einem Jahre durch Gottes Gnade die Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg im Verein mit den evangelischen Fürsten Deutschlands festlich begehen durfte, soll der Grundstein dieser Kirche ge-



legt werden, um damit fund zu thun, daß auch sie dastehen soll als ein Denkmal des Glaubens an den Mensch gewordenen Gottessohn, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, als ein Bekenntniß zu dem seligmachenden Evangelium von der Gnade Gottes, wie es durch den Dienst der Reformatoren für die evangelische Christenheit wieder erschlossen ist, als ein sichtbares Zeugniß der Glaubensgemeinschaft, in welcher die evangelischen Kirchen in Deutschland und darüber hinaus mit einander verbunden sind. Gott dem Herrn sage Ich Dank, daß Er es mir verliehen hat, auch in diesem Stücke die Gedanken Meiner erhabenen Vorfahren zu verwirklichen. Zu ihm flehe Ich und bitte, er wolle Gnade geben, daß an der Stätte, von wo die frohe Botschaft des Heils ausgegangen ist in alle Welt, das Evangelium allezeit lauter und rein verkündet werde, und da, wo der Herr für uns gelitten hat, Er auch in deutscher Zunge gepriesen werde als der ewige Heiland und Erlöser, hochgelobet in Ewigkeit. Das walle Gott! Amen.

Wilhelm I. R."

**Nach einer Mittheilung** des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Freiherrn von Schele, an das Directorium der Leipziger Mission hat derselbe bei Gelegenheit seiner Anwesenheit auf dem Kilimandscharo den Stationschef angewiesen, unserer Missionsgesellschaft „zur Arrondirung und Vergrößerung ihres Besizes unentgeltlich Land zu überlassen“, und hofft, „daß diese Schenkung auch zur Förderung des christlichen Werkes, an dem die Leipziger Mission arbeitet, beitragen werde“. Auch von den ausgesandten Missionaren sind günstige Nachrichten eingetroffen. Nach den neuesten Zeitungsnachrichten soll der Sultan Meli um Frieden gebeten, die deutsche Oberhoheit anerkannt und sämtliche von der deutschen Regierung gestellten Bedingungen angenommen haben. Die eine dieser Bedingungen ist, daß Meli der deutschen Mission, die sich bei ihm ansiedeln will, bestimmtes Land als freies Eigenthum zu geben hat. So wäre, falls sich diese Nachricht als wahr erweist, den Missionaren der Weg nach Moschi gebahnt.

(A. G. L. R.)

**Die Errichtung** eines römischen Centralseminars für Priester in Südengland ist vom Pabst Leo genehmigt worden. Cardinal Vaughan hat im Einverständniß mit den Bischöfen von Birmingham, Clifton, Newport, Northampton, Plymouth und Portsmouth in Rom den Entwurf vorgelegt und kürzlich durch ein Schreiben aus dem Vatican die päpstliche Zustimmung erhalten. Das Seminar soll in der Nähe von Birmingham gebaut werden.

(A. G. L. R.)

**Aus England.** Der Kampf zwischen Ritualismus und puritanischem Calvinismus in England nimmt besonders auf dem Lande verschärfte Formen an, zumal da, wo man unvorsichtig die Volkstradition zu durchbrechen sucht. Ein Geistlicher hatte in einer Dorfkirche bei Lurgan drei metallene Kreuze über der Kanzel anbringen lassen. Sofort erregten sich etliche in der Gemeinde über diese „römischen Greuel“; man hielt ein Meeting und forderte von dem Geistlichen schleunige Entfernung des Aergernisses. Als dieser sich weigerte und die Leute aufzuklären suchte, zog die Menge in die Kirche und beharrte darauf, dieselbe nicht eher zu verlassen, bis die Kreuze weggenommen seien. Es kam im Gotteshaus zu wüsten Scenen zwischen dem Gros der Puritaner und denen, die an den Kreuzen nichts Bedenkliches fanden. Auf die entschiedene Ablehnung des Vicars, auf das Ansinnen einzugehen, holte man einige Schlosser, welche noch in später Nacht die „papistischen Greuel“ entfernen mußten. Aber nun die Leidenschaft einmal erregt war, beseitigte man im wilden Tumult auch die übrigen „Symbole des römischen Pfaffenthums“. Der Streit zwischen der rituellen und calvinischen Richtung Englands wird um so weniger ein ersprißliches Ende hoffen lassen dürfen, als der nüchterne, klare Geist des Lutherthums, der gerade in solchen Dingen sich bewährt hat, in England keine Stimme besitzt.

(A. G. L. R.)



**Die römisch-katholische Leichtgläubigkeit** ist in letzter Zeit wiederholt von Gaunern ausgenützt worden, die angeblich für kirchliche Zwecke Sammlungen vornahmen. Eines der stärksten Stücke wird neuerdings aus Frankreich berichtet, wo eine ganze Gesellschaft entdeckt wurde, welche für den „Gefangenen im Vatican“ behufs seiner Befreiung ansehnliche Summen zu erheben wußte. Die Gesellschaft verbreitete das Gerücht, Leo sei weniger der Gefangene Italiens, als vielmehr von freimaurerischen Klerikern; er liege in den unterirdischen Verliehen des Vaticans gefangen, während ein falscher Pabst in Gestalt Leos auf dem Stuhl Petri sitze. Die Gläubigen sollten Geld zusammensteuern, um den wahren Pabst befreien und nach Frankreich führen zu können. Es wurden sogar Circulare solchen Inhaltes versandt. Der Erfolg war nicht unbedeutend. Von allen Himmelsgegenden liefen Gelder ein, von zwei Herren allein 20,000 Lire. Die römische Polizei hat nun dem Treiben ein Ende gemacht, indem sie für Festnahme der Betrüger Sorge trug.

**Schweden.** Die „Evangelische Kirchenzeitung“ schreibt: Beinahe wäre auf die erhebende Feier (zum Andenken an die Upsalenser Kirchenversammlung vom Jahre 1593) ein Nachspiel gefolgt, dessen Ausgang die Freude über sie in den kirchlichen Kreisen sowohl Schwedens wie der übrigen lutherischen Länder wesentlich gedämpft haben würde, wäre es nicht glücklich zu Gunsten der mit ernstester Gefahr bedrohten lutherischen Bekenntnißsache gewendet worden. Die bald nach der Jubelfeier zusammengetretene Generalsynode der lutherischen Landeskirche hatte nämlich über eine schon im Vorjahre von der Regierung und dem Reichstag ihr zugegangene Vorlage zu berathen und zu entscheiden, welche die überlieferte urkundliche Begründung und Formulirung des landeskirchlichen Bekenntnisses auf's bedenklichste zu alteriren drohte. An die Stelle der in § 1 des schwedischen Kirchengesetzes enthaltenen Formulirung der in Schweden geltenden christlichen Lehre, als einer in der unveränderten Augustana (gemäß Beschluß des Concils von Upsala 1593) verfaßten „und im Ganzen im sogenannten Libro Concordiae erklärten“, sollte laut jener Vorlage eine neue Formulirung treten, wodurch die Bezugnahme auf den Liber Concordiae in Wegfall gebracht, und lediglich die Augustana invariata sowie das Concilium Upsalense genannt wurde. Damit äußerlicher Gleichklang mit dem Staatsgrundgesetze, das in seinem § 2 nur diese beiden Normen nennt und der übrigen lutherischen Symbole nicht gedenkt, herbeigeführt würde, sollte die angegebene abkürzende und vereinfachende, in Wirklichkeit aber abschleifende und verslächende Formel in Kraft treten (vgl. das Nähere über die betreffenden Verhandlungen im Vorjahr: Evang. K.-Z. 1892, S. 547 f.). — Die drohende Gefahr ist, dank der festen Haltung der conservativen Mehrheit der Generalsynode, glücklich abgewendet worden. Durch einen zu Anfang des October mit 30 gegen 28 Stimmen gefaßten Beschluß hat die Generalversammlung gegenüber den Vorschlägen der Regierung und des Reichstags ihr kirchliches Betorecht ausgeübt, also sich für fernere Beibehaltung der Apologie, der Katechismen Luthers, der Schmalkaldischen Artikel, sowie der Concordienformel als gültiger Lehrnormen für Schwedens lutherische Kirche erklärt. — Die geringe Majorität von nur zwei Stimmen zeigt, wie stark der Andrang der liberal gerichteten Strömung auch dort, im nördlichen Nachbarreiche, sich bethätigt.

**Russische Glaubensherrschaft.** Die Verurtheilungen von Pastoren in den Ostseeprovinzen haben in einem einzigen Jahr, nämlich vom August 1892 bis August 1893, die Zahl von 25 erreicht. Ein Seelsorger wurde auf 13 Monate seines Amtes enthoben, zwei auf ein Jahr, zwei auf neun Monate, drei auf acht Monate, einer auf sieben Monate, elf auf sechs Monate, drei auf vier Monate, zwei auf drei Monate. Außerdem wurde über einen Prediger eine Geldstrafe von 50 Rubel (160 Mk.) verhängt, und zwei erhielten einen Verweis.

(A. E. L. K.)